


 WROCŁAW
POLITECHNIKA

BIBLIOTEKA GŁÓWNA

Archiwum

A 985 
~~ms~~



SCHLESISCHE MONATSHEFTE

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Herausgeber: Kulturbund Schlesien
Schriftleiter: Prof. Dr. Franz Landsberger, Breslau

9. Jahrgang



1932

Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriften-Abteilung, Breslau 1

Inhaltsverzeichnis:

Literatur

	Seite
Friedrich Kayßler: Kindersritte in der Graf- schaft	2
Bücher: 38, 76, 115, 149, 188, 223, 256, 295, 334, 371, 407, 440	407, 440
Dr. H. Wocke: Gedenken an Hanns Fechner	37
Dr. Valerian Tornius: Goethe in Schlesien .	48
Dorothea Werner: So kamst du, Gedicht .	52
Lessie Sachs: Liebe. Satire	54
Christa Niesel-Lessenthin: Die Friederike Kempner	58
Rudolf Hillebrandt: Faschings-Notverordnung	77
Ilse Langner: Die Heilige aus U. S. A.	112
Ein Jugendbrief von Paul Barsch	139
Graf Matuschka: Positano, Gedicht	141
Oda Schäfer: Deine Nähe, Gedicht	141
Ernst Hannes Brauer: Abend in Franken, Gedicht	205
Max Hermann-Neisse: Ein Dichter erlebt Breslau	210
Paul Barsch: Die Weinbergbrüder	225
Rudolf Hillebrandt: Zurück zur Natur, Gro- teske	241
Gerhard Menzel: Wiederkunft	268
Ilse Molzahn: Für eine Frühvollendete, Gedicht	285
Führer durch die Gerhart-Hauptmann-Aus- stellung mit Beiträgen von Gerhart Haupt- mann, Prof. Dr. Karl Masner, Dr. Christian Gündel, Dr. Erich Meyer, Dr. Alfred Schellenberg, Dr. Günther Grundmann, Dr. Werner Milch, Dr. Ernst Scheyer, Dr. Eva Schmidt, Dr. Victor Ludwig, Prof. Carl Niessen, Prof. Dr. Paul Mercker	299—330
Paul Keller †	333
Theodor Siebs †	333
Otto Suchland: Kohlenschicht	345
Ernst Schenke: Altweiber-Sommer, Gedichte	358

	Seite
Dorothea Werner: Begegnung mit Tieren .	362
Ernst Lissauer: Zum Bilde Eichendorffs . .	384
Wilhelm Bölsche: Mein Freund Hanns Fechner	393
Marie Brie: Moralische Xenien	401
Hans Christoph Kaergel: Nur eine Kuh. Er- zählung	426
Ewald Gerhard Seeliger: Die Goldberger Weihnacht. Gedicht	433

Musik

Studienrat Rudolf Bilke: Musikberichte 32, 70, 142, 185, 186, 220, 250, 288, 331, 365, 402,	111, 436
Dr. Adler: Ilka Horvitz-Barnay †	143
Hans Georg Burghardt: Ein Klavierstück . .	280
Josef Wagner: Zwei Kinderlieder	418

Theater

Dr. Adler: Theaterberichte 33, 71, 144, 251, 366, 403	332 403
Architekt B. D. A. Emil Lange: Umbauplan für das Thalia-Theater in Breslau	8

Kunst und Kunstgewerbe

Stadtbaurat Behrendt: Die vorstädtische Kleinsiedlung	10
Dr. Ernst Scheyer: Schinkel in Schlesien .	19
Prof. Dr. F. Landsberger: Kunstberichte 29, 144, 186, 219, 289, 367, 404,	112, 437
Prof. Dr. Adolf Zeller: Dr. Ludwig Burge- meister	29
Dr. Max Goering: Schlesische Künstler in Berlin	30, 219, 292, 404
Baurat Loewe: Niederschlesische Kunst- vereinigung	31
Der Maler Graf Ferdinand Harrach	44

	Seite		Seite
Kult und Form	46	Dr. W. E. Peuckert: Ferla, ein schlesisches Volksmärchen	64
Aus dem Leben der Breslauer Kunstakademie	53	Direktor E. Glaeser: Aus dem Neusalzer Heimatmuseum	86
Stadtoberinspektor Otto Praast: Neusalzer Siedlungsbauten	100	Schulrat Dr. Günther: Jugendleben	128
Prof. Dr. F. Landsberger: Eine barocke Marienstatue des Bildhauers Hampel	117	Dr. W. E. Peuckert: Volkskunde 1932	150
Oscar Schlemmer: Zur Lage heutiger Kunst	124	Prof. Dr. Steller: Der dritte Fragebogen zum Atlas der deutschen Volkskunde	224
Immanuel Birnbaum: Polnische Graphik der Gegenwart	132	Dr. W. E. Peuckert: Teufelssteine vor den Toren Breslaus	339
Wilhelm Hahn: Die Gruppe junger Künstler in Waldenburg	151	Direktor E. Glaeser: Aus schlesischen Heimatmuseen	375
Dr. Ernst Scheyer: Heim und Mode	186	Magistratsschulrat Wilhelm Schremmer: Schlesische Weihnachtssitten	412
Prof. Dr. h. c. Theodor von Gosen: Kunst in Not	189		
Prof. Dr. F. Landsberger: Eine Miniatur der Hl. Hedwig in Liegnitz	206	Geschichte	
Ein Ehrenmal der Feldartillerie	230	Archivar W. G. Schulz: Das alte Neusalz	81
Regierungsvizepräsident E. E. Wille: Der Maler Hans Baluscek und Schlesien	235	Oberlehrer Hermann Guenther: Die Kolonie der Mährischen Brüder	84
Dr. Curt Bimler: Christoph Hackners Schloßbau in Trachenberg	246	Ernst Lissauer: Zum Bilde Friedrichs v. Gentz'	213
Dr. Ernst Kloss: Hugo Petzold	251		
Guido Franz Josef Leitgeb: Junge schlesische Bildhauerkunst	261	Kultur	
Eine Hindenburgbüste der Breslauer Universität	279	Dr. Ernst Scheyer: Ein Narrenfest im alten Breslau	57
Prof. Dr. F. Landsberger: Eine Hl. Barbara im Oberschlesischen Museum in Gleiwitz	282	Silesius: Bilanz einer pädagogischen Akademie	68
Prof. Gustav Wolf: Lichtbildnerie und Fachschulung	286	Bürgermeister Dr. Tröger: Vorwort zum Neusalzheft	79
Direktor Giese: Ein Notjahr Görlitzer Künstlerhilfe	290	Landrat Albrecht von Treskow: Das neue Neusalz	93
Provinzialkonservator Dr. Grundmann: Niederschlesische Kunstvereinigung	292	Studiendirektor Dr. W. Grack: Das Realgymnasium in Neusalz	96
Walter Dittmann: Die Görlitzer Stecher	349	Studienassessor Dr. A. Wienecke: Kulturelle Bestrebungen in Neusalz	102
Dr. Erich Meyer: Eine Madonna mit Kind aus Oberlangenu	424	Landrat Sperling: Die blutende Grenze Niederschlesiens	153
Prof. Dr. Adolf Zeller: Das Kaisertrutz-Museum in Görlitz	438	Studiendirektor Dr. W. Krebs: Deutsche Kultur in der mittelschlesischen Ostmark	177
Direktor E. Glaeser: Vom ober-schlesischen Landesmuseum in Beuthen	438	Direktor Giese: Die Fürsorge für jugendliche Erwerbslose in Görlitz	196
		Prof. Ludolf Malten: Das achte Jahr	201
Volkskunde		Architekt Fritz Wiedermann: Schlesische Staupsäulen, die erneuert worden sind	232
Magistratsschulrat Wilhelm Schremmer: Wo gibt es in Schlesien noch Trachten?	61	Dr. Scheyer: Schlesische Tage	252

	Seite
Edmund Glaeser: Erinnerung an die erste schlesische Kulturwoche in Ratibor	294
Dr. Fritz Wenzel: Schlesien im neuen GroBsender	355
Geheimrat Küttner †	406
Architekt Emil Lange: Der Untergang des freien beruflichen Geistesarbeiters in Deutschland	422

Landschaft

Regierungsvizepräsident E. E. Wille: Bergschau	41
Lehrer Fritz Gottschlich: Zwischen Wald und Wiesen	90
Dr. H. Schwartzkopf: Die Landschaft der mittelschlesischen Ostgrenzkreise	158
Direktor Hallama: Das Bober-Katzbach-Gebirge	341
Prof. Dr. O. E. Meyer: Wintersturm	434

Zoologie

Dr. Hans Metzler: Die Vogelwelt (Militsch)	163
Prof. Ferdinand Pax: Perlenbäche und Perlenfischerei in den Sudeten	388

Wirtschaft

	Seite
Martin Darge: Wirtschaftsberichte 34, 72, 146, 221, 253, 293, 369,	185 407
Oberingenieur Otto Trebitz: Der Neubau der Oderbrücke	98
Lehrer Fritz Gottschlich: Die Gruschwitz Textilwerke A.-G.	106
Eberhard Troeger: Die städtischen Werke in Neusalz	109
Studienassessor Dr. A. Wienecke: Der Raum dem Kunden	110
Niederschlesische Wirtschaftszahlen.	148, 332
Direktor Scheibe: Die Landwirtschaft der mittelschlesischen Ostgrenzkreise	165
Fabrikbesitzer Oscar Tietze: Die Not von Handel und Gewerbe in den mittelschlesischen Ostgrenzkreisen	172

Sport

Dr. Fritz Wenzel: Sportberichte 35, 74, 114, 255,	148 370
Verkehrsdirektor G. Hallama: Die wintersportlichen Veranstaltungen in Schlesien	36
— Die eissportlichen Veranstaltungen dieses Winters	114

Schlesisches Himmelreich

39, 78, 152, 225, 259, 297, 335, 373, 409, 443
--



Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 1

Januar 1932

Jahrgang IX

Zum neuen Jahrgang!

Als wir zu Beginn des vorigen Jahres das Januarheft mit einem Vorspruch eröffneten, glaubten wir, die Not unseres Vaterlandes und die verschärfte Not unserer Provinz haben bereits ihren Höhepunkt erreicht. Nun sind die Zeiten nur noch trüber geworden, und die Menschen, von dem dauernden Drucke gepeinigt, stehen sich, in Parteien gespalten, immer erbitterter gegenüber.

In solchen Zeiten erscheint es nur um so notwendiger, eine Zeitschrift herauszugeben, die das betont, was allen gemeinsam ist: die Heimat. Diese Heimat dem Leser immer tiefer ins Bewußtsein zu senken, sie ihm in ihren Schätzen an Natur und Kunst, in der Schöpferkraft ihrer Bevölkerung immer wieder vor Augen zu führen, das wird auch weiterhin unsere Aufgabe sein. Darum ist in diesen Blättern jeder willkommen, ganz gleich welcher politischen Richtung er angehört, wenn er nur etwas zu sagen hat, was im Sinne der Heimatpflege aufklärend und förderlich ist.

Aus der immer engeren Berührung mit dem mütterlichen Boden werden uns neue Kräfte erwachsen, um uns in diesen Zeiten des Zweifels und der Verzagtheit zu behaupten.

Die Schlesischen Monatshefte

Kinderschritte in der Grafschaft

Von Friedrich Kayßler

Der bekannte Schauspieler, der in Neurode geboren ist, erzählt hier etwas aus seinen schlesischen Kindertagen

Wenn Schlesier einander begegnen und sich über Heimatdinge aussprechen, so kann es kommen, daß sich eine seltsame Übereinstimmung in gewissen Punkten ergibt, von denen man denken sollte, daß sie nichts mit den Gemeinsamkeiten heimatlicher Art zu tun haben könnten. Die meisten haben die Heimat früh verlassen und sind nicht mehr dahin zurückgekehrt, unterhalten auch kaum noch Verbindungen dorthin. Nicht immer läßt sich diese Abkehr durch Beruf oder Auflösung der Familie erklären. Es bleibt ein unerklärter Rest, der erst in vertrauterer Aussprache zuweilen Worte findet. Dann wird von Stimmungen gesprochen, die über der Jugend lagen, ohne daß man persönliche Gründe angeben könnte, von einer Schwere, die ein anderer mit nachdenklichem Gesicht Enge nennen möchte. Und doch haben alle die natürliche Liebe zur Heimat, sie können es nicht recht erklären. Sie wissen nur, daß etwas Unausgesprochenes sie forttrieb, daß sie fortmußten, um neu zu werden, Gewohntes im neuen Lichte zu sehen. Das scheint am Ende nichts zu bedeuten, als sich entwickeln wollen, und doch muß es noch etwas anderes sein, ein tieferer Grund aus den verborgenen Ebenen des Unbewußten her. Sorgen gibt es überall, ihre Schatten fielen in jeder Kindheit neben die Strahlen der Sonne; Alltag war überall, denn jeder Tag bestand und besteht aus Stunden und Minuten, dieser Alltag mußte von jeder Art von Menschen erst ganz allmählich nach vielen Verirrungen und Kämpfen als das erkannt und geadelt werden, was er ist: als ein Tropfen der hellen Ewigkeit selbst. Aber es scheint doch so, als ob es viele schlesische Menschen gibt, die schwerer mit diesen Schatten fertig werden konnten, die schwerer an diesem Alltag trugen. Schwere oder Enge sind nicht die richtigen Worte dafür; sind zu bestimmte und harte Worte dafür. Eines scheint festzustehen, daß schlesische Art nicht leicht nachbarlich wohnt bei dem, was man Lebenskunst nennt. Sie trägt die Schwingen wohl in sich, aber es fällt ihr schwer, sie freizumachen; darum drängt es sie fort aus dem Gewohnten der Heimat, nicht aus Abwehr, sondern aus dem Gefühl, daß neue Luft die Beschwingtheit schneller lösen wird.

So mag es wohl kommen, daß wir Schlesier zuweilen Scheu haben, den Orten der Kindheit wieder körperlich nahe zu kommen. Ob es gelungen ist, die inneren Flügel ganz frei zu bekommen und ganz gelöst schweben zu können über solchem Orte, der mit den dunklen geheimen Magnetkräften der Geburtsdämmerung, der Wurzelnacht aus der Heimaterde zu uns herwirkt? Oder ob er sich so verändert hat, daß wir ihn nicht mehr wiedererkennen, wie ihn das Kind sah? Denn wenn die schlesische Kinderseele es wirklich schwerer hatte mit ihrem frühen Schatten, so hütet sie deshalb eben um so ängstlicher die hellen Bilder ihres frühen Lebens. Wie in einem greifbaren Kaleidoskop, das die Hand dreht und wendet, die Farben zerrinnen, sich mischen und immer neue und wandelbare Formen und Tönungen ergeben, so fließen in der Erinnerung, wenn sie von geistiger Willenskraft gedreht und gewendet wird, die Eindrücke scheinbar ungeordnet ineinander aus Farben, Linien, Tönen und — Gerüchen; denn letztere spielen eine sonderbar starke Rolle in diesem Gebiet.

Wo immer in der Welt mir der Wind den Geruch von Lohe in die Nase geweht hat, stand der Schwibbogen von Neurode vor mir. Die abschüssige Lohgerbergasse, der Markt mit dem Holzkreuz, die Steinlauben und alles.

Hellrot war die erste Erde, die ich sah, hellrot die kleine offene Brust des Berges, an dem unser kleines Haus lag, hellrot die Erdbrüche, die Chausseen und Steinbrüche, hellrot der für meine Begriffe unermeßliche Viadukt. Orangerot waren die zahllosen Ebereschen, mit denen die Chausseen im Herbst übersät waren und die wir eifrig für den Gimpel zu Hause sammelten, der eine herrliche rosenrote Brust hatte. Ein unerschöpfliches Meer von Rots in allen ausdenkbaren Stimmklängen bis zum allerhellsten Goldgelb hinauf und hinunter zum tiefsten Tannengrün waren die Berghänge der Grafschaft Glatz, wenn ich in den späteren Schuljahren zu den Herbstferien kam.

Rot war sicher auch das Steinchen, das ich in den zweijährigen Fingern hielt, als ich zum ersten Mal mit Bewußtsein zusah, wie mein Vater Wein vom Spalier schnitt. Dies ist mein frühester erkennbarer Eindruck, von dem aus wie von einem Knäul an einem roten Faden ich mich allmählich weiterfinde von meinem Geburtshaus an der Kunzendorfer Chaussee bis hinein in die Stadt. Stadt ist ein stolzes Wort für das Städtchen von damals 3000 Einwohnern. Man ging vom Hause noch ein Stückchen Chaussee und über eine Brücke, deren Seitenmauer zu hoch war, um Ausblick für mich zu bedeuten, die aber dafür als rote Sandsteinfarbe noch im Gedächtnis haftet.

Dann kamen schon die ersten Häuser, ein paar Hofmauern, ein Zaun und das Schloß. Das Schloß war die Hauptsache und unser gewöhnliches Ziel, ein vierschrötiger grauer Bau, mit einer mächtigen blauschiefernen Dachhaube, die Sicherheit bedeutete, und großen beruhigenden Ochsenaugen, die aufmerksam nach dem Marktplatz hinaufsaßen, denn das Haustor lag am Fuße eines Hügels, dessen schräge Plattform der Markt war, und wenn einer mit starken Schritten vom Markt her auf dem Trottoir am Gartenzaun herunter auf das Schloß zukam, so hob sich der Klang jedes Schrittes wie der Abstieg einer hellen Tonleiter von dem bißchen sonstigen Stadtlärm ab, wurde, je näher er bergab kam, immer schneller und verlor sich immer noch deutlich hallend auf den steinernen Quadratfliesen des Torgewölbes; ich habe Takt und Klang von vieltausend solcher Kommschritte noch im Ohr; wie oft habe ich oben in einer der metertiefen Fensternischen gehockt, geguckt, gehorcht und etwaigen Besuch gemeldet.

Im Schloß hatte mein Onkel als Bergrat bei den gräflich Magnisschen Gruben seine Dienstwohnung. Gleich wenn man in den Torweg kam, überfiel einen ein so starker Geruch von Stein und Gewölbe, wie ich ihn in keinem Dom der Welt später mehr gerochen habe. So roch eben Steingewölbe, das stand für mich seitdem fest. Wenn man vom Torweg in den Garten wollte, mußte man gleich von der Haustür links durch eine Pforte ein paar Stein-
stufen hinunter durch einen gewölbten Gang und am Ende wieder Stufen hinauf. In dem Gang war es dämmerig, es war ein alter Steinkamin darin, an dem wohl früher einmal die Schloßwache ihr Feuer gehabt hatte; jetzt hieß er der Schattengang; das war selbstverständlich, denn man kam von der sonnigen Straße, tauchte in den Schatten des Ganges und kam auf der anderen Seite wieder in die Helle des Gartens hinauf; wie konnte er also anders

heißen? Und es roch auch hier nach Schatten, so wie es im Hausgewölbe nach Steinen roch und im Garten nach Jasmin. Denn hier, ein paar Schritte vom Schattengang, stand die Jasminlaube, ein wichtiger Mittelpunkt bei den meisten Spielen: Versteck beim Anschlag, Höhle, Wohnhaus, Pferdestall und alles. Deshalb roch es für mich eigentlich im Garten auch immer nach Jasmin, zu jeder Jahreszeit.

Zwischen diesem Garten und den Steinlauben des Markts hat sich mein erstes bewußtes Kinderleben abgespielt, seit wir nach der Stadt zogen und am Markt wohnten, aber auch später, in den ersten Schuljahren während der Ferien von Breslau aus. Um diesen kleinen Bezirk kreisen alle Erinnerungen, die ich an jene Zeit habe. Man lebte ein freies, kleines Leben in ihm. Furcht vor Autos war damals noch unbekannt, man konnte als Kind, wenn es gut ging, auf Vormittage untertauchen, ohne daß gleich die Polizei behelligt werden mußte. Meine Mutter wußte, daß ich vormittags mit ziemlicher Sicherheit an einer von drei Stellen zu finden war, nämlich bei meinen drei besten Freunden damals. Entweder beim Ernst, das war der Kutscher meines Onkels, ein Mann mit den tiefsten Nasenfalten, die ich damals kannte; Wagenwaschen und Pferdeputzen waren wichtige Vormittagsbeschäftigungen, die ich ungern versäumte; kein Pferdestall roch je später so gut wie dieser, und das Gemisch von Spritzleder, Wagenlack, Riemenzeug und Pferdestriegel ergab einen Duft, den ich nie vergessen habe. Kutscher zu werden war mein Ideal, und meine höchsten Momente waren es, wenn ich neben Ernst auf dem Bock sitzen durfte und seine weißbaumwollenen Riesen-hände, nach denen ich schon den ganzen Weg sehnsüchtig geschielte hatte, mir endlich irgendwo auf einer stillen Chaussee wortlos die Zügel reichten.

Mein zweiter Freund war der Apotheker am Markt; auch seinen freundlichen Brillengläsern galten meine Besuche, freilich weniger aus idealen Gründen; hier waren es kleine Büchchen mit Pfefferminzkücheln, vor allem aber eine Köstlichkeit, die Reglise genannt wurde, wie Kreide aussah, zwischen den Zähnen zäh wie Gummi war und wundervoll schmeckte. Ungern wurde es zu Hause gesehen, wenn ich verschwunden war und bei meinem dritten Freund gefunden wurde: bei der Frau Bürgermeister. Sie wohnte von der Apotheke aus gleich um die Ecke, und ich vereinigte gewöhnlich beides. Warum man mir die Frau Bürgermeister übelnahm, habe ich nie ergründen können; wahrscheinlich sollte ich nicht-fremde Leute am Vormittag stören gehen. Aber ich sah doch, daß sie sich jedesmal freute, wenn ich an der Klingel zog, darum begriff ich es nicht und ging immer wieder hin.

Einmal freilich blieb ich zu lange aus. Das war, als Ernst mich nach dem Wagenwaschen mit ins Deutsche Haus genommen hatte. Da saß ich mitten unter den freundlichen, lachenden Kutschern in der Schwemme und war selig. Einer ließ mich aus seinem Seidel trinken, es war goldgelbes, herrlich bittres Bier mit dickem Schaum, feierlicher Frühschoppen. Leider kam zuletzt Mieke gelaufen, die Kutscherstochter, mit der ich sonst ja gerne spielte, und schrie, daß sie mich schon überall gesucht hätten. Das war eine unliebsame Unterbrechung. Ich glaube, damals hat es etwas gesetzt, wie man in Neurode sagte. Man fand es noch schlimmer als die Besuche bei der Frau Bürgermeister.

Dreier innerer Erlebnisse entsinne ich mich aus jener Zeit. Das erste war eine Enttäuschung, das zweite ein Wunder und das dritte eine Vorahnung von Recht und Unrecht. Die Ent-

täuschung war kleiner Natur, aber für mich einschneidend. Die Frau Bürgermeister hatte zwei Söhne, beide älter als ich. Sie spielten darum eigentlich nicht mit mir, nur manchmal aus einer Art von Gefälligkeit. Der jüngere erzählte mir eines Tages von einem Postwagen, in dem wir wirklich sitzen könnten, er versprach fest, ihn am Nachmittag mitzubringen. Selten hatte mich etwas mehr in Spannung versetzt als diese Aussicht. Als ich den Postwagen sah, war es ein Einsturz: knapp meine Faust hatte darin Platz, mehr nicht. Es war meine erste tiefe Enttäuschung. Ich konnte mich zwischen Empörung und Verachtung nicht zurechtfinden. So etwas vergißt man nicht.

Das mit dem Wunder war eine merkwürdige Sache. Für alle anderen war es einfach, für mich unfaßbar. Ich war ganz allein im Garten. Stand mit dem Croquethammer in der Hand und wollte mit aller Kraft eine Kugel treffen. Hole weit aus und — bekomme von hinten einen Schlag auf den Kopf. Ich war taumelig und drehe mich um mich selbst, drehe mich und kann nicht begreifen, woher der Schlag kam, weil niemand da ist. Ich bekomme Angst, laufe ins Haus und erzähle atemlos. Man sagt, daß ich mich eben selber mit dem Hammerstiel getroffen habe. Man lächelt sogar, wie ich es nicht glauben will. Ich glaube es auch nicht. Heute noch, wenn ich mich zurückversetze, bleibe ich dabei, es im letzten Grunde nicht zu glauben. Etwas Lächerlicheres als diese Wahrscheinlichkeit mit dem Hammerstiel hatte ich niemals sagen hören. Wenn man als Kind von fünf Jahren mit einem Croquethammer für Erwachsene ausholt, kann man sich vielleicht oben an der Schädeldecke treffen, aber niemals am Hinterkopf. Und es war ein Schlag auf den Hinterkopf. Wo kam er her? Es war niemand da. — Ich sagte nichts mehr; aber es stand für mich fest: es war ein Schlag auf den Hinterkopf gewesen. Und es ist ein unaufgeklärter Fall geblieben, für mich. So ist man als Kind. — Nur als Kind — ?

Das dritte war mein erster kleiner Rechtsfall. Ich war wieder einmal ganz allein im Garten. Ich saß auf der Stufe des offenen Sommerhauses. Auf dem Tisch stand Onkels Kaffeetasse und der warmgestellte Kaffee unter der wollenen Mütze. Auf der niedrigen Bank an der Holzwand lagen Birnen. Es galt als Pflicht für jeden, Birnen, die man im Garten fand, an diesen Platz zu legen. Ich sah die Birnen liegen; sie interessierten mich, aber ich sah sie nur an. Auf einmal kam der Onkel durch den Schattengang in den Garten und setzte sich zu seiner späten Vesper. Ich hatte besonders großen Respekt vor ihm, obwohl er immer freundlich und gut zu mir war. Aber ich sah ihn außer den Mahlzeiten selten und hatte Respekt, Und jetzt war ich mit ihm allein; ich glaube zum ersten Mal. Es wurde nichts gesprochen. Der Onkel trank aus seiner Tasse, sah von der Seite auf die Birnen neben sich und fragte, ob das alle Birnen wären, die hier gelegen hätten. Ich sagte ja, denn seit ich hier war, waren es nicht mehr und nicht weniger geworden. Der Onkel sah mich einen Augenblick durch seinen Zwicker an. Nur einen Augenblick. Er hatte gütige und sehr helle Augen hinter seinen Gläsern, und ich glaube nicht, daß er mir trotz meines Ja eine Birne zugetraut hat. Aber es war mir unheimlich zumute. Mein Respekt vor dem unbedingten Rechtsgefühl dieses gütigen Mannes verdichtete sich in diesem Augenblick in mir zu einer dunklen Vorahnung davon, wie nahe Recht und Unrecht in dieser Welt beieinander lagen. Genau wie die Birnen da neben mir. Wie leicht wäre es möglich gewesen, daß eine gefehlt hätte, und daß

ich nicht hätte ja sagen können! — Es waren bloß ein paar ganz kleine, ruppige Birnen. Aber ich sehe sie heute noch liegen.

Aber das Allerschönste vom Garten und von Neurode überhaupt war doch die Schanze. Sie lief an der Flanke des Schlosses entlang, nur durch einen schmalen Kiesweg und einen Rasenstreifen von ihr getrennt, bis tief nach hinten zu einer erhöhten Plattform, die steil ins Walditztal abfiel. Die Schanze selber war eine Brustwehr mit Geschützluken, unter denen eine niedrige Mauer lief. Das ganze Mauerwerk war mit einem dichten Fliederwald bewachsen, so daß wir auf der Mauer von Luke zu Luke nur langsam entlangkriechen konnten. Durch die sehr tiefen Luken starrte man, auf dem Bauch liegend, in eine tiefliegende grüne Wildnis hinter, die das Schloß von der katholischen Kirche trennte. Auf der Schanze, die mit dem übrigen Garten nur durch eine schmale Bogenöffnung zusammenhing, konnte man völlige Weltabgeschlossenheit finden, in einem Meer von Fliederduft verkrochen still liegen und sich selber von niemand finden lassen. Das war Romantik aus erster Hand, ohne jede Übertragung. Als wir schon nach Breslau gezogen waren, brannte die katholische Kirche ab und mit ihr ein Teil der Stadt. Das Ereignis warf seine Schatten über Jahre. Mit atemloser Spannung hörte ich die Schilderungen der Augenzeugen, wie fremde Leute auf offener Straße meinen

Onkel anhielten, ihm in fliegender Hast Wertgegenstände, Dokumente und Kostbarkeiten aufluden und weiterstürzten und er beladen stand und nicht wußte, woher und von wem. Die blauschieferne Dachhaube des Schlosses bedeutete allen Sicherheit, und aus den großen Ochsenaugen darunter sah Ruhe und Gelassenheit auf die Stadt. Häuser und Menschen hatten noch Vertrauen zueinander.

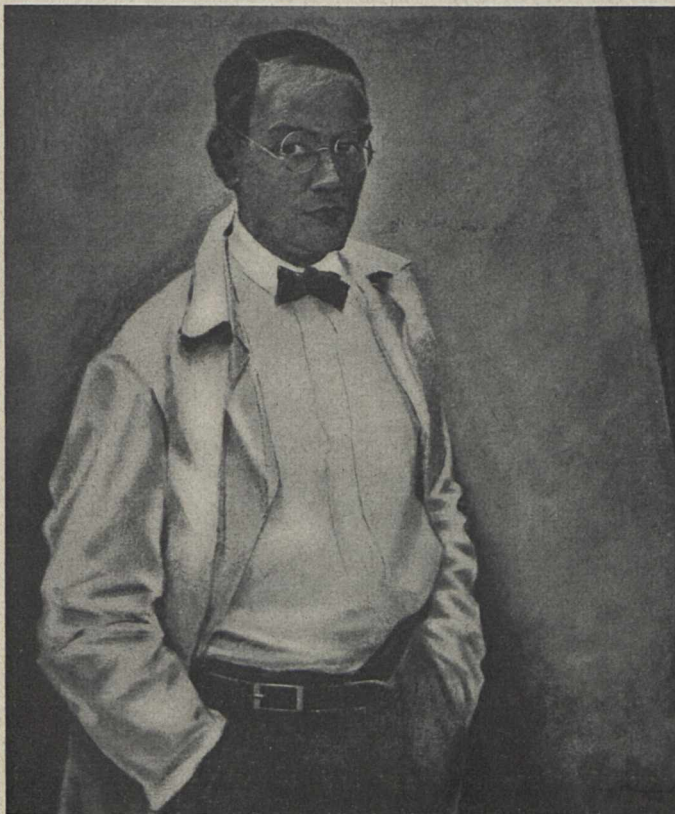
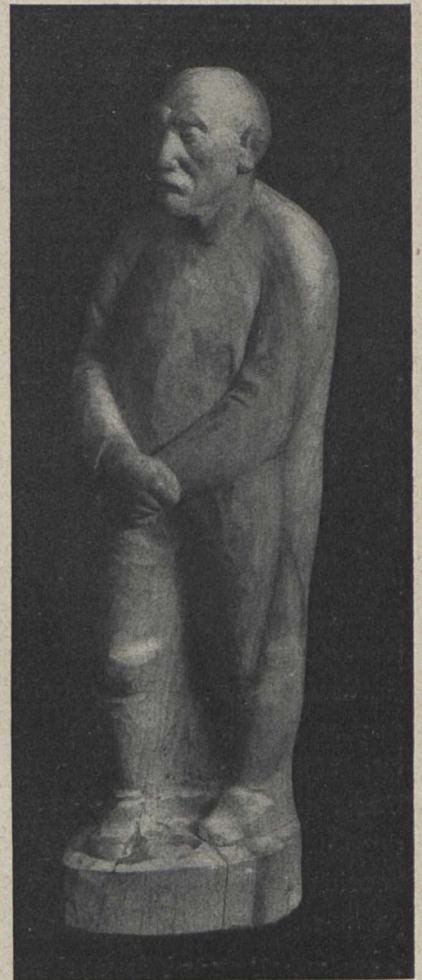


Renée Sintenis: Selbstbildnis (1931)

Ausgestellt in der Galerie Flechthelm, Berlin

Aus der Ausstellung der Jury- freien Arbeitsgemeinschaft in Breslau

Hermann Schneider: Schlesischer Bauer (Nußbaumholz)
Phot. Wolf, Liegnitz



Georg P. Heyduck: Selbstbildnis
Phot. Damerau

Umbauplan für das Thalia-Theater in Breslau

Von Architekt B. D. A. Emil Lange

Durch den Verkauf des Lobetheaters und des Schauspielhauses konzentriert sich das Interesse auf die weiterhin der Leitung des Intendanten Barnay unterstehende Bühne des Thaliatheaters, die im Herbst dieses Jahres als Gerhart-Hauptmann-Theater in neuem Gewande erstehen soll. Wir haben den Architekten des geplanten Umbaus gebeten, unseren Lesern seine Pläne vorzuführen und kurz zu erläutern.

Der Ankauf des Thalia-Theaters von der Breslauer Volksbühne und der Gedanke, dieses Theater durch einen Umbau zu modernisieren, geschah mit der Absicht, in dieser — für die Volksbühne besonders wichtigen Stadtgegend (Nikolaivorstadt und Pöpelwitz sind vorherrschend Arbeiterviertel) — ein geeignetes und für moderne Theaterkunst passendes Gebäude zu haben.

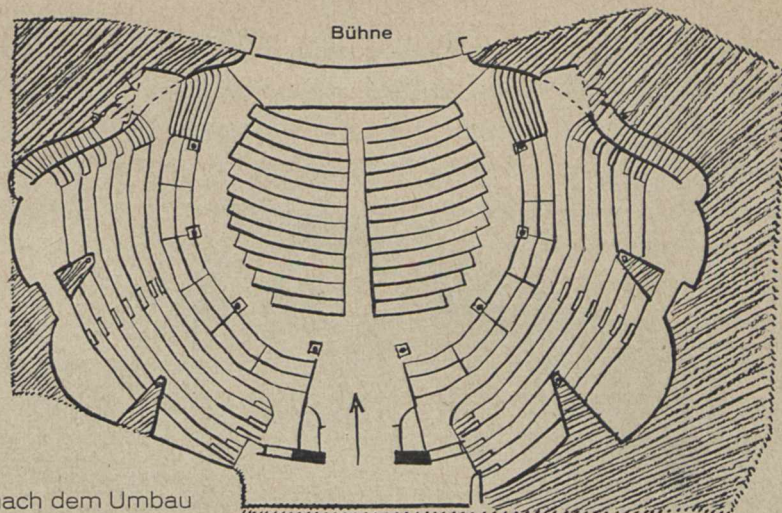
Das Thalia-Theater, ein ehemaliger Zirkus, mit dem Zuschauerraum zur ebenen Erde, hat in seiner Gesamtbauanlage gegenüber anderen Breslauer Theatern besondere Vorzüge. Die Anlage der Ein- und Ausgänge entspricht noch heute den geltenden Vorschriften (schnelle Entleerungsmöglichkeit ohne Treppen), die schlichte, zeltartige Bauweise, ohne alle geschmacklosen, etwa mit der Konstruktion verbundenen Schmuckwerke, macht eine zeitgemäße Raumausgestaltung des Zuschauerraumes möglich. Die Mängel des Baues: unzulängliche Garderoben und Klosetts, Fehlen ausreichender Räume für den Pausenaufenthalt der Besucher, Primitivität und Enge der Bühnenräume, lassen sich durch Ausbau von jetzt toten Nebenräumen und einige nicht sehr kostspielige bauliche Veränderungen erheblich mildern. Das vorliegende Umbau- und Modernisierungsprojekt ist ein Vorschlag, der die Vorzüge des Baues noch mehr zur Geltung bringt und die Mängel in einem höchstmöglichen Grade beseitigt. Dabei sind alle größeren Eingriffe in die Großkonstruktion des Bauwerks, die nach allgemeinen Erfahrungen gar zu leicht erhebliche Mehrkosten mit sich bringen würden, vermieden.

Es sind vorgesehen:

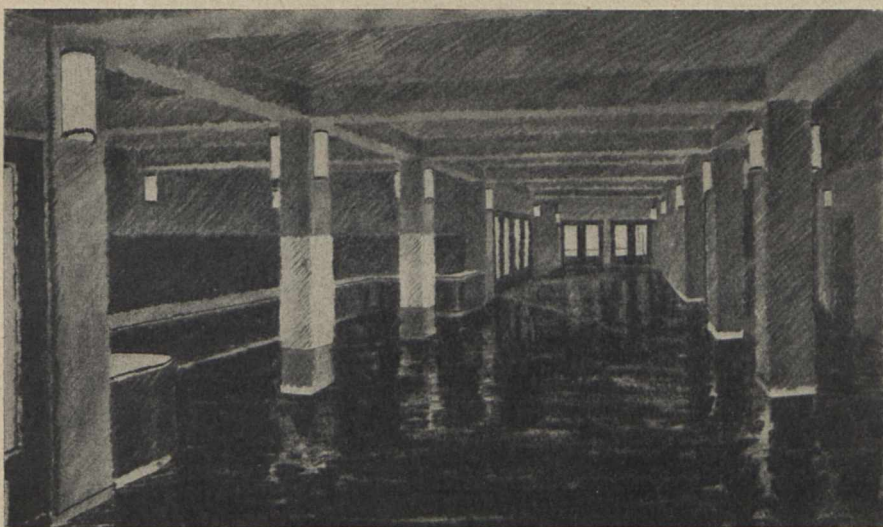
1. Im Zuschauerraum: Die Abgrenzung aller toten Winkel und ungünstigen Platzflächen durch eine neue Rabitzwandschale, die sich an der Decke durch eine große Hohlkehle an die bereits vorhandene Kuppel anschließt (s. Bild). Die Erneuerung des gesamten Gestühls durch zum Teil gepolsterte Klappsessel. Die Neubemalung der Raumflächen, so daß der Raum einen schlichten festlichen Eindruck erhält. Die Belegung sämtlicher Fußböden mit Linoleum. Die Beseitigung der alten Beleuchtungsanlage. Der Einbau einer neuen indirekten, horizontal wirkenden Beleuchtung. Der Einbau einer Film-Vorführungsanlage.

2. In den Nebenräumen: Die Ergänzung der Zuschauergarderoben auf die vorschrittsmäßige Ausdehnung und Lage, in den Rundgängen und der Wandelhalle der Einbau geeigneter Garderobenausgabetische. Ein hygienisch einwandfreier Ausbau der Klosettanlagen, ein Einbau von Windfängen an den Straßeneingängen zur Abstellung der Zugluft. Die Verbreiterung des Umganges in Verbindung mit den Garderoben und einem neuen, ausreichenden Erfrischungsraum. Die Anlage einer Kassenhalle. Die Verbreiterung der Aus- bzw. Eingänge an der Straßenseite und die besondere Betonung des Haupteinganges durch Leuchtschilder. Die Verbesserung an Garderoben für die Schauspielerinnen.

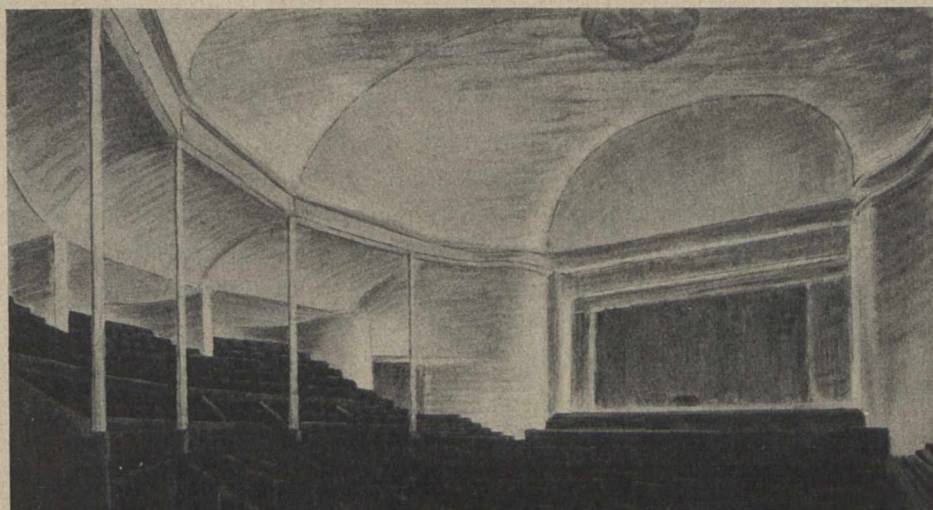
Pläne zum Umbau des Thalia-Theaters



Grundriß des Zuschauerraums nach dem Umbau

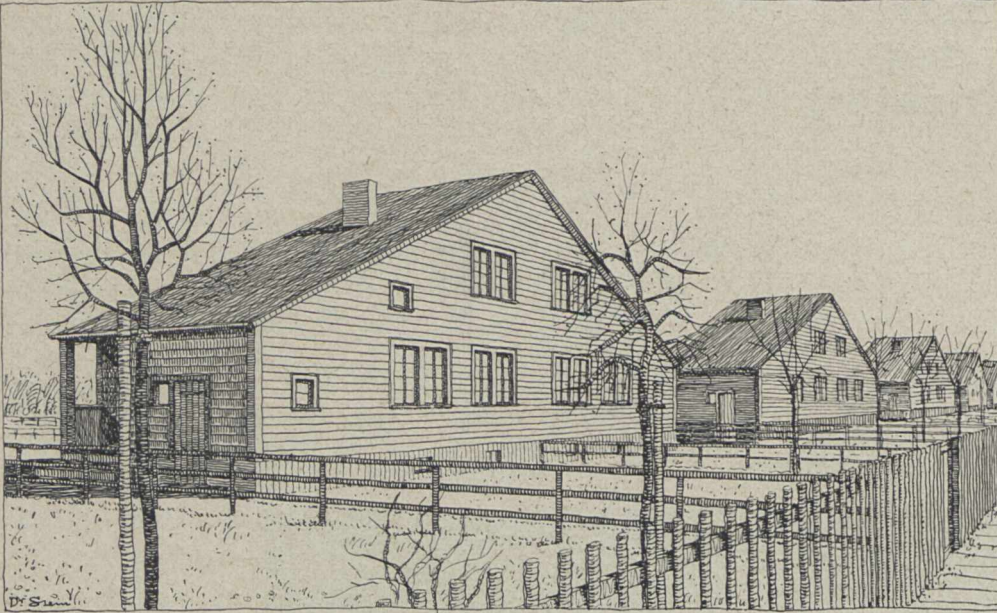


Wandelhalle zwischen Zuschauerraum und Haupteingang



Zuschauerraum und Bühne des Thalia-Theater nach seinem Umbau

Entwurf einer
vorstädtischen Kleinsiedlung



Die vorstädtische Kleinsiedlung

Von Stadtbaurat Behrendt

Der Weltkrieg hat Millionen von Stadtbewohnern wieder in nähere Berührung mit der Natur gebracht, hat die in der Heimat Zurückgebliebenen durch den Zwang zur Eigenerzeugung von Nahrungsmitteln auch im Umkreise der Städte wieder an Arbeit in Acker und Garten gewöhnt. Wie auf so vielen anderen Gebieten beeinflußt nach Kriegsabschluß eine veränderte seelische Einstellung auch die wichtigen Fragen des Wohnens und der Arbeit. Eine tiefe Sehnsucht nach gesünderer Lebensweise, nach körperlicher Ertüchtigung, wie sie sich in der ungeahnt stürmischen Entfaltung des Sports, in der Wander- und Wochenendbewegung Bahn bricht, erblickt ihre letzten Ziele in einer grundlegenden Abkehr von den Bedingungen des städtischen Daseins.

Eine rückläufige Bewegung gegen die Stadtwanderung des 19. Jahrhunderts scheint sich in der Gefühls- und Geisteshaltung des Volks anzubahnen, gleichsam als eine biologische Reaktion nach der erlittenen Schwächung der Volkskraft und angesichts ihrer bevölkerungs- und nationalpolitischen Auswirkungen.

Freilich, der gefühlsmäßig erstrebten Umstellung fehlen noch die wirtschaftlichen Voraussetzungen. Die Umsiedlung der gewerblichen Erzeugungsstätten auf das flache Land oder in die kleinen Städte — von mehr oder weniger unklaren Schwärmern als Radikalmittel zum Abbau der verhaßten Großstadt immer wieder angepriesen — scheidet nicht nur an der Unmöglichkeit, die Voraussetzungen der Standortwahl willkürlich zu beeinflussen, nicht nur an der Fragwürdigkeit des wirtschaftlichen Erfolges, sondern zunächst schon an dem Mangel an Kapital in einem verarmten Lande, das zum Wiederaufbau von den Resten seines Volksvermögens kein Teilchen missen kann und jede vermeidbare Mehrbelastung scheuen muß.

Unter dem Zwang der Tributeleistung von Jahr zu Jahr gesteigert scheinen im Gegenteil Gewerbe und Handel die Entwicklung der städtischen Gebilde noch stärker anzuregen. Ihre Bevölkerungszahlen fallen nicht, sie steigen — bis die Finanz- und Wirtschaftskrise und die außenpolitischen Hemmungen einer weltwirtschaftlichen Gesundung in immer stärkerem Maße den Binnenmarkt zum Schrumpfen bringen und mit den in die Millionen wachsenden Zahlen der Erwerbslosen einen nach Änderung schreienden Notstand aufzeigen. Ob Deutschlands wirtschaftliche Zukunft mehr als bisher auf Agrarproduktion abgestellt sein, ob dabei dem Klein- oder Großbetrieb die führende Rolle zufallen wird, so stark der Meinungsstreit diese Fragen umtobt, die stürmisch bewegte Gegenwart wird sie vermutlich nicht abschließend entscheiden können. Aber niemand wird ernsthaft zu bestreiten wagen, daß die Neigung zur Stadtflucht bei der krisenhaften Augenblickslage nunmehr auch durch wirtschaftliche Gesichtspunkte gestärkt wird.

Aus seelischen und materiellen Gründen drängen die freigesetzten Kräfte zu andersartiger Betätigung. Eine helfende Tat scheint Forderung des Tages zu sein.

Die Notverordnung des Reichspräsidenten zur Sicherung von Wirtschaft und Finanzen vom 6. Oktober 1931 unterscheidet drei Formen der Siedlung: die landwirtschaftliche Siedlung, die vorstädtische Kleinsiedlung und die Bereitstellung von Kleingärten.

Die zuletzt genannte Möglichkeit der Bodenbearbeitung ist die in der Jetztzeit zweifellos zunächst liegende. Sie stützt sich auf eine vorhandene gut ausgebaute Organisation und erfordert den geringsten Aufwand an Mitteln. Mit diesem angesichts der Geldknappheit bedeutsamen Vorteil verbindet sie den weiteren, daß dem Kleingärtner keine grundlegende Änderung seiner Lebensverhältnisse zugemutet wird. Er behält seine Stadtwohnung bei, gewinnt aber Gelegenheit, seine durch Berufsarbeit nicht oder nur teilweise in Anspruch genommene Arbeitskraft wie die seiner Familienangehörigen in einer Tätigkeit einzusetzen, die ihm neben der seelischen Befreiung von der Unbefriedigung des erzwungenen Müßiggehens einen — wenn auch bescheidenen — Beitrag zu seiner Lebenshaltung erbringen kann. Insoweit haben die auf Grund der Notverordnung getroffenen Maßnahmen, die auf einen weiteren Ausbau des allerorten entwickelten Kleingartenwesens abzielen, uneingeschränkte Billigung gefunden. Die geringe Verbindlichkeit sowohl für den Kleingärtner selbst wie für die Allgemeinheit, die über die öffentliche Hand die notwendigen Aufwendungen zu bestreiten hat, entspricht zweifellos am besten der Unsicherheit und Unübersichtlichkeit der gegenwärtigen Zeitverhältnisse, die Beweglichkeit und leichte Anpassung erfordern. Allein es ist zu berücksichtigen, daß die Beschaffung von Kleingartenland in der erwünschten engen Nachbarschaft der bebauten Gebiete — der sogenannten Kinderwagenentfernung — zumal in den Großstädten auf immer größere Schwierigkeiten stößt. Infolge des Mangels an Freiflächen, hoher Bodenpreise oder anderer Umstände ist man vielfach genötigt, auf abgelegene Flächen zurückzugreifen. Durch weiten Anmarsch oder Fahrkosten wird die Lust an der Arbeit verleidet, ihr wirtschaftlicher Erfolg gefährdet. Die Kleingartenorganisationen werden nicht müde, immer wieder auf diese Nachteile hinzuweisen. Immer nachdrücklicher verlangen sie die enge Verbindung der Wohnung mit dem zu bearbeitenden Gartenland als eine unentbehrliche Voraussetzung befriedigender kleingärtnerischer Tätig-

keit. Die bekannten Laubenkolonien in den Randgebieten der Großstädte sind ein augenfälliger Ausdruck dieses mit unzulänglichen Mitteln befriedigten aber nichts desto weniger brennenden Bedürfnisses.

Ihm will die Notverordnung mit der zweiten Form, der sogenannten vorstädtischen Kleinsiedlung, entgegenkommen. Sie bedeutet für den Siedler den entscheidenden Schritt von den städtischen, in vieler Hinsicht bequemerem und den Genuß — Kino, Schaustellungen Sportveranstaltungen — erleichternden Daseinsbedingungen zu den härteren und entbehrungsreicheren des Landbewohners.

Die Mangelhaftigkeit der großstädtischen Quartiere mit ihren überlegten licht- und luftlosen Massenwohnungen der Armen kann den Tausch gewiß erleichtern. Dadurch aber wird dem Wechsel von seiner für die gesamten Lebensverhältnisse ausschlaggebenden Bedeutung nichts genommen.

Solchen Bedenken einer planmäßig geförderten grundlegenden Umstellung steht aber der bestehende Gedanke einer gemeinsamen Lösung des Wohnungs- und Arbeitsproblems gegenüber. Der Wohnungsaufwand, der sich aus den Bedingungen der städtischen Bauweise unter den gegenwärtigen Zinslasten ergibt, ist für einen großen Teil der Stadtbevölkerung auch bei bescheidenen Ansprüchen unerschwinglich geworden. Im Rahmen der Wohlfahrtserwerbslosenunterstützung, die kaum zur Bestreitung eines allergeringsten Existenzminimums hinreicht, finden selbst Mindestmieten nicht mehr Platz. Wenn man die Unterbringung der wirklich notleidendsten Schichten im Auge hat, dann erscheint es aussichtslos, die Bekämpfung des Wohnungsmangels auf dem bisherigen Wege fortzusetzen. Denn unter den Einwirkungen des Lohn- und Gehaltsabbaues wie der zunehmenden Erwerbslosigkeit befindet sich die tragbare Miete fortgesetzt im Absinken, ohne daß die durch die hohe Kapitalverzinsung belastete Gesteuerungsmiete trotz fallender Baukosten auch nur annähernd folgen könnte. Dazu kommt, daß Hypothekendarlehen — jedenfalls für den Kleinwohnungsbau — in jetziger Zeit überhaupt nicht zu erlangen sind. Die bisher mögliche Finanzierung des Wohnungsbaues versagt. Um den Zuschuß aus öffentlichen Geldern nicht noch zu erhöhen — und dafür fehlen die Mittel —, bleibt nur der Ausweg weiterer Vereinfachung. Er führt aber jetzt über den in den letzten Jahren noch herstellbaren bescheidensten Typ der Stadtwohnung hinaus zur ländlichen Primitivbauweise, die nunmehr allein noch möglich bleibt. Die zwangsläufig bedingte neue Richtung des Wohnungsbaues kreuzt damit unvermeidlich das Arbeitsproblem. Denn die ländliche Wohnung ohne ländliche Arbeit ist ein Unding. Die folgerichtige Tat wäre die energische Abkehr von der Stadt, die Umsiedlung auf das flache Land in die Verhältnisse des kleinbäuerlichen Haupterwerbs oder in die Arbeit des landwirtschaftlichen Großbetriebs mit Nebenerwerb auf eigener Scholle. Einem solchen Unternehmen beachtlichen Umfangs stellen sich die hohen Kosten in den Weg, dazu die jetzt ungünstigen Ertragsaussichten. Vor allem aber die Unübersehbarkeit unserer gesamten wirtschaftlichen Zukunft, die von Versuchen zweifelhaften Erfolges abschreckt. Und mehr als zweifelhaft bliebe neben allen anderen Fragen die Eignung der umzusiedelnden Stadtbevölkerung für eine derart grundlegende und plötzliche Umstellung ohne Übergang. Vorsichtig neigt man daher zunächst einer Kompromißlösung zu.

Der Siedler soll seinem bisherigen Dasein und Erwerb nicht gänzlich entfremdet werden. Ist er auch arbeitslos und somit innerlich entwurzelt, eine glückliche Zukunft kann ihm die verlorene Erwerbsquelle oder ähnliche seinen Fähigkeiten entsprechende Möglichkeiten wieder erschließen. Und wenn eine stadtgebundene volle Erwerbstätigkeit unwahrscheinlich bleibt, die durch Rationalisierung gesteigerte Produktion in Verbindung mit der verringerten Absatzmöglichkeit weist auf die Kurzarbeit. So schälen sich als Ziele die krisengefestigte städtische Vollarbeit und die durch Nebenerwerb wirtschaftlich gestützte Kurzarbeit heraus. Aus dieser Zielsetzung ergeben sich die mit den Richtlinien des Reichskommissars festgelegten Bedingungen der städtischen Randsiedlung.

Danach verbleibt der Siedler in örtlicher Beziehung zu seinem alten Wohnsitz. Ja, es wird günstige Verkehrslage der neuen Wohnung zu der vermutlichen künftigen Arbeitsstätte gefordert. Sodann soll die Siedlerstelle den Charakter der ausgesprochenen Nebenerwerbsquelle tragen.

Mit seiner und seiner Angehörigen Hände Arbeit kann — das lehrt die Erfahrung — der Siedler eine Fläche von etwa 500 bis höchstens 1000 qm ordnungsmäßig bestellen. Dadurch sind die bescheidenen Grenzen der Eigenparzelle bestimmt. Sie ergeben sich im übrigen zwangsläufig auch aus der geforderten Stadtnähe und aus den unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu begrenzenden Grunderwerbskosten, die den Siedler mit Zinsen von mehr als höchstens etwa 40 bis 50 RM. jährlich nicht belasten dürfen. Dazu tritt Kleinvieh- und Geflügelhaltung sowie Zusatzpachtland, das in der Nähe der Siedlung für diejenigen bereitzuhalten ist, die sich zu stärkerer Leistungsfähigkeit emporarbeiten oder mit ihrer größeren Familienkopfzahl ein umfangreicheres Arbeitsmaß bewältigen können.

Um den völlig mittellosen Siedlern den Übergang zu erleichtern, ist die Ausstattung mit dem notwendigsten Gerät, mit Obstbäumen und Pflanzungen, Saatgut und Dünger für das erste Jahr sowie das notwendigste lebende Inventar mitzubeschaffen. Die Kosten sind mit den Aufbaukosten zusammen aufzubringen. Neben Befreiung von allen Steuern und Abgaben wird für das erste Jahr die Kapitalverzinsung erlassen und für drei weitere Jahre gesenkt. Für Haus und Stall ist einfachste Bauweise vorgeschrieben. Die Gesamtkosten dürfen ausschließlich der Grunderwerbskosten 3000 RM. unter keinen Umständen übersteigen. Hiervon sind 500 RM. durch Fremdbeleiheung, Eigenkapital des Siedlers oder durch Selbsthilfearbeit zu beschaffen. Zur Deckung des Restbetrages gewährt das Reich dinglich zu sichernde Darlehen bis zum Höchstbetrage von 2500 RM., die mit 4 Prozent zu verzinsen und mit 1 Prozent zu tilgen sind.

Das Mindestprogramm wird etwa folgende Räume zu umfassen haben:

- ein Wohn- und zugleich Kochraum von etwa 15 qm Fläche,
- ein Schlafräum von etwa 15 qm Fläche, der zur Aufnahme der Elternbetten und eines Kinderbettes ausreicht,
- ein Vorraum von 4—5 qm Fläche,
- ein Abort.

Ferner ein bescheidener Stall für Klein- und Federvieh. Wo die Boden- und Grundwasser- verhältnisse es irgend zulassen, wird ein Keller zur Unterbringung von Vorräten vorzusehen

sein, andernfalls muß ein sogenannter Hochkeller mit ausreichender Isolierung gegen Temperatureinflüsse Ersatz bieten.

Eine zweckmäßige und mit geringen Kosten durchführbare Erweiterung ist unbedingtes Bedürfnis. Für sie wird — auch wenn dadurch zunächst etwas höhere Kosten entstehen — am besten in einem Ober- oder Dachstock so vorgesorgt, daß der Siedler den Ausbau ohne fremde Hilfe allein vornehmen kann. Der Umfang dieser ersten Erweiterung wird in der Regel auf je 2 zweibettige Kammern zu bemessen sein, so daß nach Vollendung des Ausbaus mit insgesamt etwa 60 qm Wohnfläche ausreichender Raum für eine sechs- bis siebenköpfige Familie vorhanden ist.

Dieser Wohnraum wird den Bedürfnissen der hier in Frage kommenden Schichten in der Regel genügen. Gleichwohl kann darüber hinaus eine räumliche Erweiterung erwünscht werden für den Fall, daß die gartenwirtschaftliche Tätigkeit aus Zwang oder Neigung unter Hinzunahme weiterer Pachtlandflächen mit der Zeit einen größeren Umfang gewinnt und die Einsetzung weiterer Arbeitskräfte — etwa von jugendlichen Personen der weiteren Verwandtschaft oder von Ehegatten der Kinder — erfordert. Hierfür wird, wenn zugänglich, die Möglichkeit eines Anbaus offenzuhalten sein.

Aus wärmetechnischen Gründen sowie zur Herabminderung der Erschließungskosten wird sich die Anordnung von Doppelhäusern empfehlen, bei welcher der auf das Einzelgrundstück entfallende Anteil an den Kosten der Straßenherstellung wesentlich verringert wird. Das ist deshalb beachtlich, weil vielfach, z. B. in Breslau, infolge der Bodenbeschaffenheit eine zwar einfache, aber dauerhafte Straßenbefestigung nicht entbehrt werden kann, um u. a. den Radfahrverkehr während jeder Jahreszeit zu ermöglichen.

Für die Wahl der Baustoffe zum Aufbau werden verschiedene Gesichtspunkte bestimmend sein: In erster Reihe die Kostenfrage. Selbstverständlich scheidet alle kostspieligen Materialien und Konstruktionen aus. In den gegebenen Grenzen kann einfache Ziegelbauweise im Rohbau oder mit Außenputz oder eine Holzkonstruktion in Betracht kommen, die je nach den örtlichen Bedingungen mit Backsteinmauerwerk oder Lehm auszufachen oder in geeigneter Weise beiderseits mit gut wärmehaltenden Verschalungen zu bekleiden wäre. Für diese sind neben Holz auch andere wetterfeste und isolierfähige Plattenverkleidungen verwendbar, wie sie von der neuzeitlichen Baustoffindustrie vielfach auf den Markt gebracht werden. Für die Auswahl dieser Bekleidungen, wie der Baustoffe und Konstruktionen überhaupt, wird wesentlich maßgebend u. a. das Bestreben sein, die eigentliche Facharbeit zu beschränken und der Selbst- und Nachbarhilfe des Siedlers einen möglichst hohen Anteil an der Herstellung des Hauses zuzuweisen.

Denn abgesehen von der auf diese Art zu erzielenden Verbilligung entspricht es dem Wesen des ganzen Vorhabens, die Siedler den verschiedenen Berufszweigen einigermaßen gleichmäßig zu entnehmen und ein zu starkes Überwiegen der Bauarbeiter zu vermeiden. Schließlich liegt eine von der Witterung möglichst unabhängige Bauweise im Sinne der erwünschten Beschleunigung, um die Parzellen rechtzeitig zur Frühjahrsbestellung fertig übergeben zu können.

Eine ganze Reihe von Gründen: Wohlfeilheit, geringere Frostbehinderung, Vermeidung der immer gefährlichen Baufeuchtigkeit und bessere Eignung für Selbsthilfearbeit, sprechen jedenfalls für die weitgehende Verwendung des Holzes, mit dem übrigens bei Breslauer Wohnbauten seit 10 Jahren recht befriedigende Erfahrungen zu verzeichnen sind. Gegenüber diesen Vorzügen wird die nicht ganz zu vermeidende „barackenmäßige“ Wirkung in den Kauf genommen und die vielfach vorhandene Voreingenommenheit gegen den Holzbau überwunden werden müssen. Denn nur bei einer rein sachlichen Einstellung, die die wirtschaftlichen Gesichtspunkte unbedingt vorherrschen läßt, wird die bescheidene Kostengrenze innegehalten und die vorgesehene Finanzierung ermöglicht werden können. Und auch das nur dann, wenn die vom Reichskommissar vorausgesetzte Bedingung einer billigen Bodenbeschaffung erfüllt werden kann.

Man hat durchaus richtig erkannt, daß diese Aufgabe ohne Mitwirkung der öffentlichen Hand überhaupt nicht zu lösen ist. Folgerichtig wird in dieser Beziehung die Belastung — wie das seit Jahren üblich ist — den Gemeinden auferlegt. Es liegt schon Methode in dem System, den Gemeinden immer neue Lasten ohne entsprechende Einnahmequellen aufzubürden und über Mißwirtschaft zu zetern, wenn sie finanziell zusammenbrechen.

Sie müssen also auch für die vorstädtische Kleinsiedlung das Land hergeben. So unverhüllt ist das in den Richtlinien des Reichskommissars zwar nicht gesagt. Praktisch kommt es aber darauf hinaus. Denn im „Eigenbesitz“ anderer öffentlicher Körperschaften werden sich für diesen Zweck geeignete Ländereien selten oder nie befinden. Auch den Gemeinden wird es vielfach schwer werden, die erforderlichen Flächen in der notwendigen Beschaffenheit und Lage aus eigenem Grundbesitz bereitzustellen. Man bedenke: die einzelne Stelle wird etwa 600—1000 qm umfassen müssen. Dazu kommt das Zusatzpachtland, das — soll die Pachtung Sinn haben — im Durchschnitt wenigstens einen Morgen groß sein muß. Selbst wenn nur für die Hälfte der Siedler eine wirtschaftliche Erweiterung dieser Art in Frage kommt — und von dieser Annahme wird, will man überhaupt an einen Erfolg glauben, ausgegangen werden müssen — so ergibt sich ein Landbedarf von i. D. $800 + \frac{2500}{2} = 2000$ qm

je Siedler. Geht man davon aus, daß nur etwa 10 vom Hundert der Stadtbevölkerung mit der Zeit in der vorstädtischen Kleinsiedlung untergebracht werden sollen, was gewiß keine hohe Annahme ist, wenn diesen Plänen eine nennenswerte volkswirtschaftliche Bedeutung zukommen soll, so ergibt sich beispielsweise für Breslau ein Landbedarf von $15\,000 \cdot 2000 = 30\,000\,000$ qm oder 3000 ha, d. h. mehr als ein Sechstel des ganzen Breslauer Stadtgebietes nach der Eingemeindung.

Aus stadteigenem Grundbesitz ist trotz seiner erheblichen Vermehrung während des letzten Jahrzehnts auch nur ein kleiner Bruchteil dieses Bedarfs nicht aufzubringen. In anderen Städten liegt es ähnlich, trotz der angeblich übertriebenen Grunderwerbpolitik, die den Städten gern zum Vorwurf gemacht wird. Privater Landbesitz wird gerade an den Bedarfsstellen, in der Nähe der Großstädte und Industriegebiete, selten genug zur Verfügung stehen, weil dort in der Regel der Kleinbesitz vorherrscht, der die Bereitstellung größerer zusammenhängender Grundflächen ausschließt. Auch in Breslau, das in dieser Beziehung mit dem

bis an die bebaute Stadt heranreichenden landwirtschaftlichen Großbesitz bisher eine Sonderstellung einnahm, ist die Zerschlagung in Kleinparzellen in vollem Gange, seit die Flucht in die Sachwerte sich in jüngster Zeit auch in Grunderwerbungen stark auswirkt. Selbst wenn auch die Bodenwerte von der allgemeinen Preissenkung erfaßt werden sollten, die Erwartung eines Grundstücksmarkts, der den Bedürfnissen der primitiven Randsiedlung in Großstadtnähe entsprechen könnte, wird sich trotzdem kaum je erfüllen.

Hier liegt eine der schwächsten Stellen des ganzen Planes, wenn er nicht nur als eine aus der Not geborene Augenblickslösung, sondern als ein Unternehmen von sozialpolitischer Zukunftsbedeutung aufgefaßt werden soll. Denn zur Bodenbeschaffung in dem dann erforderlichen Umfange bedürfte es einer ganz anderen Bewegungsfreiheit gegenüber den privaten Eigentumsrechten, als sie heute gegeben oder bei der gegenwärtigen Einstellung der Gesetzgebung und Rechtsprechung zu erwarten ist.

Freilich, solche Sorgen werden den zunächst in Breslau durchzuführenden Versuch von 400 Siedlerstellen — die angesichts der rund 65 000 Erwerbslosen noch nicht einmal den bekannten „Tropfen auf den heißen Stein“ bilden — noch nicht belasten. Dabei bleibt sorgenvoll für die finanziell bedrängte Stadtgemeinde zunächst nur die Forderung, daß die Grundstücke „ohne Aufwand von Barkapital“ und selbstverständlich zu für die Siedler tragbaren Bedingungen zur Verfügung gestellt werden müssen. Daß die so begrenzten Vergütungen die Gestehungskosten oder eigenen Zinslasten nicht ausgleichen, unterliegt keinem Zweifel. Aber dieses Opfer, das sich durch die Belastung mit der Bürgerschaft für die Reichsdarlehen noch erhöht, würde von der Stadt bei ihrer furchtbaren Finanznot leichteren Herzens gebracht werden, wenn nur die Chance des Erfolges die Bedenken zum Schweigen bringen könnte, die den Verantwortungsbewußten bedrängen.

Gewiß, der Aufbau der 400 Siedlerstellen kann und wird gelingen. Die fallenden Baukosten werden die Überwindung der nicht unbeachtlichen Schwierigkeiten erleichtern. Das Ziel sei erreicht. Man habe den 400 Erwerbslosen durch die Beschäftigung bei der Errichtung ihrer Heimstätten eine seelische Erleichterung verschafft. Man habe Menschen ausgewählt, die zu tüchtiger Leistung auf dem neuen Arbeitsfelde ihrer Landparzelle befähigt sind, und man habe ihnen Anwesen zu eigen gegeben, die sie mit Aufwendungen von nur etwa 14 bis 16 RM. monatlich, also wesentlich geringer belasten als die Miete einer durchschnittlichen städtischen Kleinwohnung. Und angesichts dieses Erfolges wird man sich darüber hinwegsetzen, daß das Äußere zu wünschen übrig läßt, daß die Primitivsiedlung das Stadtbild nicht gerade verschönt. Man wird sich auch damit abfinden, daß die plötzlich und unvorhergesehen entstandenen Gebilde in die bestehenden städtebaulichen Aufteilungs- und Aufbaupläne störend eingreifen. Denn man würde ja diese Abweichung als einen ersten Schritt zu grundsätzlicher Umstellung der bisherigen Auffassungen ansehen können. Aber werden sich auch alle weiteren Hoffnungen erfüllen?

Es besteht keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß der Ertrag der dem Siedler ermöglichten gärtnerischen Arbeit zu seinem Lebensunterhalt nur einen mehr oder weniger bescheidenen Beitrag liefern, ihn aber bei weitem nicht voll ernähren kann. Unbedingte Voraussetzung ist also eine entlohnte Hauptbeschäftigung. Die wird dem erwerbslosen Siedler



durch die Ansiedlung nicht verschafft. Seine wirtschaftliche Existenz ist nicht gefestigter als vorher. Die allgemeine Einführung der Kurzarbeit, die die Befürworter der städtischen Nebenerwerbssiedlung von der nahen Zukunft erwarten, ist keineswegs sicher. Die Entwicklung kann auch ganz andere Bahnen einschlagen. Der Umstand, daß man in Amerika trotz ebenfalls großer Erwerbslosigkeit den umgekehrten Weg beschritten hat, gibt jedenfalls zu denken. Die kommende Wirtschaftsgestaltung ist ebensowenig zu übersehen wie die Voraussetzungen für das Zukunfts-dasein des einzelnen. Dieser Ungewißheit scheint auch das Zwitterwesen des vorstädtischen Kleinsiedlers zu entsprechen, der nicht Landmann und nicht Städter ist. Die radikalen Enthusiasten des zukünftigen Bauernstaates sprechen verächtlich von einer „verfälschten Stadtflucht“. Das Unausgesprochene Kompromißhafte dieser Siedlungsform läßt sich nicht verleugnen. Sie trägt den Stempel der von Augenblicksempfindungen beeinflussten Notlösung. Diese Empfindungen sind aus den Zeitverhältnissen gewiß erklärlich und begreiflich. Aber es fällt schwer, sich ihnen auch nur mit einiger Zuversicht anzuvertrauen.

Denn die Erfahrungen, die nach Kriegsende mit Primitivsiedlungen allerorten gemacht worden sind, ermutigen keineswegs. Fast nirgends ist die erwartete Zufriedenheit eingeleitet. Überall haben die in gesundheitlicher und wohnkultureller Hinsicht unhaltbar gewordenen Verhältnisse unter großen finanziellen Opfern saniert werden müssen. Der halbländliche Siedler hat sich wieder zum Städter gewandelt. Zu ähnlichem Sanierungsprozeß fehlen der bitterarmen Zeit die Mittel. Um so gefährlicher der erneute Versuch.

Aber es muß anerkannt werden, daß die heutigen Umstände andere sind. Die Richtlinien des Reichskommissars spiegeln die aus jenen Erfahrungen gezogenen Lehren. Damit sind Voraussetzungen gegeben, die ein besseres Gelingen nicht ausgeschlossen erscheinen lassen. Gleichwohl, das Risiko bleibt. Um es einzuschränken, wird man äußerste Vorsicht und Sorgfalt aufwenden müssen in der technischen und finanziellen Behandlung, in der Auswahl der Siedler und bei ihrer erzieherischen Betreuung.

Unzählige klammern sich in der bitteren Verzweiflung ihrer erzwungenen Untätigkeit heute an die mit Siedlungsplänen der Reichsregierung erweckte Hoffnung. Viel zu viele, denn nur verschwindend wenige werden auserwählt sein. Diese Hoffnung im Keime zu ersticken, wäre ebenso verfehlt, wie sie zu unerfüllbaren Illusionen zu steigern.

Der Versuch muß gewagt werden. Aber gehen wir dabei — so schwer dies in der Zeit der Gegensätze und Extreme auch sein mag — den ruhigen Weg der Mitte. Halten wir die Augen offen für alle berechtigten Bedenken, aber verlieren wir uns nicht in hoffnungslosem Pessimismus!

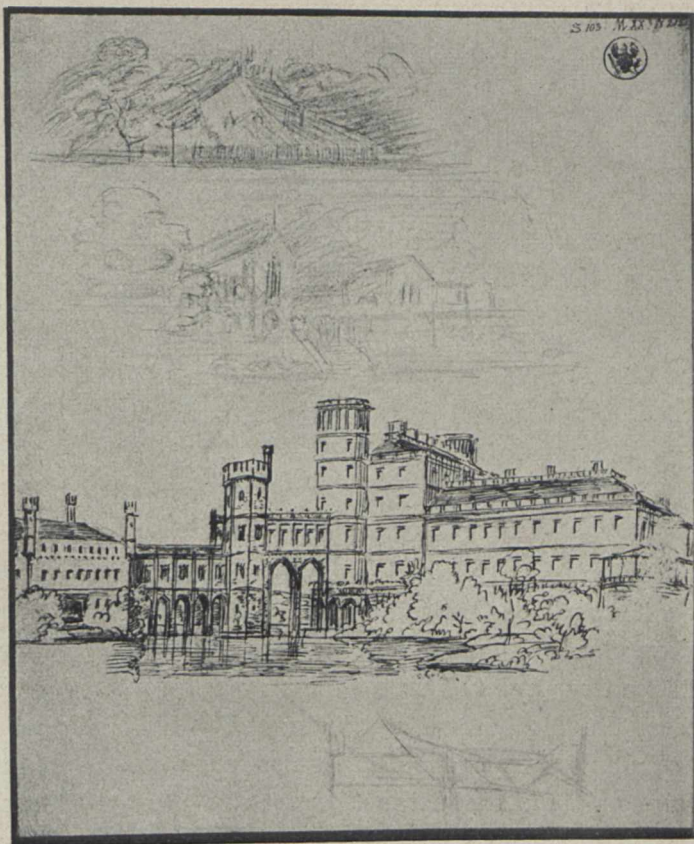
Als Siedler kommen nur Erwerbslose oder Kurzarbeiter in Frage, die sich freiwillig melden und während einer Mindestzahl von Arbeitstagen an der Aufschließung des Geländes oder an der Errichtung der Baulichkeiten mitgearbeitet haben. Sie müssen ferner für die Bewirtschaftung der Stelle geeignet sein. Nach Abschluß der Bau- und Einrichtungsarbeiten werden die Siedlerstellen den Bewerbern zunächst nur miet- oder pachtweise überlassen. Es ist ihnen aber ein Anspruch auf Übertragung der Grundstücke zu Eigentum oder in Erbbau oder Erbpacht einzuräumen, falls sie ihren Verpflichtungen während dreier Jahre nachgekommen sind und ihre Stelle während dieser Zeit ordnungsmäßig bewirtschaftet haben. Träger des Siedlungsunternehmens sind die Länder, Gemeinden oder Gemeindeverbände. Wenn sie die selbstschuldnerische Bürgschaft für die Reichsdarlehen übernehmen, sind sie auch berechtigt, die Trägerschaft auf gemeinnützige Siedlungsunternehmungen zu übertragen. Die Träger sind verpflichtet, die einzelnen Siedlungsvorhaben zu organisieren, das erforderliche Land zu beschaffen und die geeigneten Erwerbslosen in Zusammenarbeit mit den Arbeitsämtern und den öffentlichen Fürsorgestellen auszuwählen. Sie sind ferner verpflichtet, die Siedler zu betreuen, für die erforderliche Wirtschaftsberatung zu sorgen und die Siedlungen bis zur Übertragung der einzelnen Stellen an die Siedler zu verwalten. Die Durchführung der Vorschriften wird nicht leicht sein. Der gegebene Rahmen von 3000 RM. ist außerordentlich eng. Es entsteht die Gefahr einer zu weitgehenden Beschränkung der zu schaffenden Wohnverhältnisse nach Umfang und Ausstattung sowie in konstruktiver Hinsicht. Bei aller gebotenen Einfachheit werden gewisse Ansprüche des bisherigen Stadtbewohners berücksichtigt werden müssen, wenn berechtigte Kritik vermieden werden soll.

1 Entwurf Schinkels für das Schloß
des Fürsten Pückler in Muskau (1831)
Berlin, Schinkelmuseum

SCHINKEL IN SCHLESIEIN

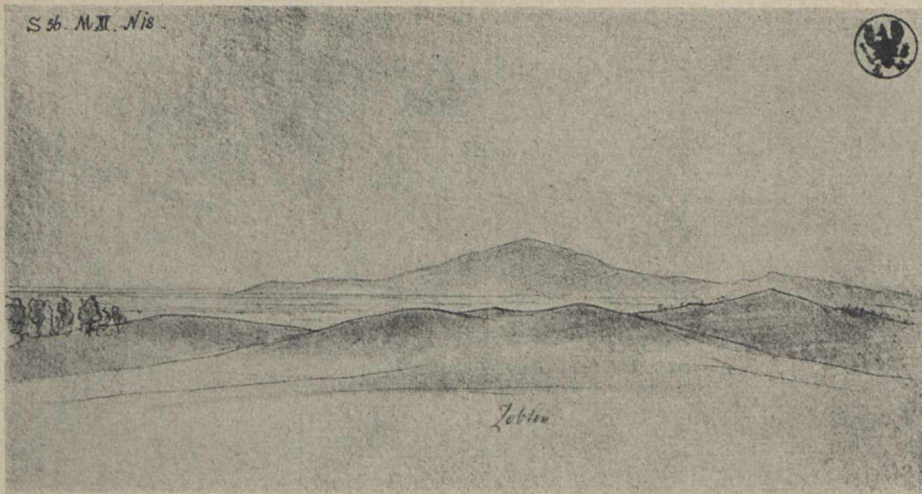
Von Dr. Ernst Scheyer

„Ein erhöhter Bildungszustand ist
allemaal mit erhöhter Lebenstätigkeit
verbunden.“ Aus Schinkels „Reise-
bemerkungen auf der vom 17. Juni
bis 11. August 1832 nach Schlesien
unternommenen Dienstreise“.



Schinkel hatte die Fünfzig überschritten, seine bedeutendsten, seine „klassischen“ Werke: Neue Wache, Schauspielhaus, Altes Museum geschaffen, als er im Sommer 1832 schlesischen Boden betrat. Ein Jahr vorher, 1831, war er zum Geheimen Ober-Baudirektor ernannt und damit das gesamte öffentliche Bauwesen der preußischen Provinzen ihm unterstellt worden. Und ungefähr in die gleiche Zeit, da dieser höchste Gipfel preußischer beamteter Architektenlaufbahn erreicht wird, fällt diese schöpferische Erneuerung seiner Kunst, diese Wendung zu einer bewußten Modernität, die, angeregt durch die Eindrücke der englischen Reise, in der „Berliner Bauakademie“ ihren Programmbau gefunden hat.

Es ist nicht nur Lokalpatriotismus, der in der Tatsache, daß Schlesien die erste von dem neuernannten Baudirektor besuchte preußische Provinz ist, Absicht sehen möchte. Schlesien kam in dieser Zeit tatsächlich eine Vorzugsrolle zu. Noch war es ja nicht vergessen, was gerade diese Provinz für den Wiederaufbau des preußischen Staates getan hatte. Die nach dem Feldzug erfolgte Ansiedlung der Helden des Freiheitskrieges in Schlesien: Blücher, Gneisenau, Yorck sind für diese Sonderstellung ein ebenso sicheres Zeichen wie die nahen Beziehungen, die das preußische Königshaus zu den Schlössern des Riesengebirges unterhielt. Der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, saß in Fischbach; die dem Königshause verwandtschaftlich oder freundschaftlich besonders nahestehenden Radziwills und Redens hatten gleichfalls in dem lieblichen Vorland des Riesengebirges ihre Schlösser. Die morga-



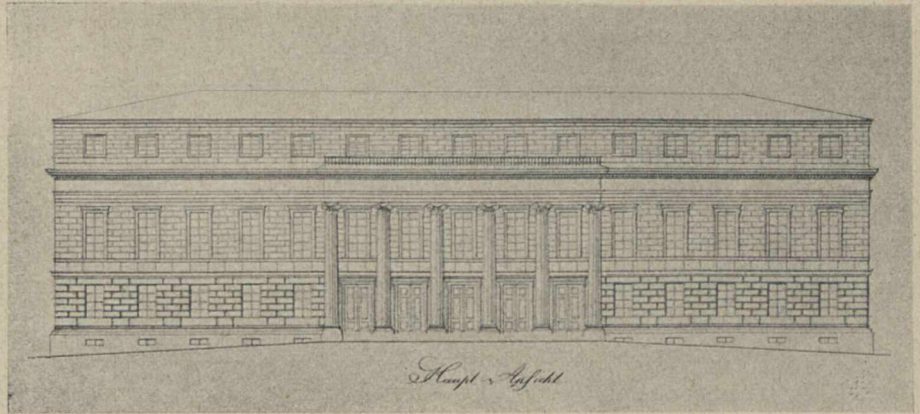
2. Der Zobten. Bleistiftzeichnung Schinkels aus dem Jahre 1832

Berlin, Schinkelmuseum

natische Gemahlin des Königs, die Fürstin Liegnitz, hatte in Erdmannsdorf, das der König nach dem Tode Gneisenaus 1831 von den Erben erworben hatte, ihren Sitz. Das Projekt des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., die romantische Burg Schweinhaus bei Bolkenhain für seine Wohnzwecke ausbauen zu lassen, hätte diese preußische Schlösserkultur in Schlesien gekrönt. Und es ist zu belegen, daß Schinkel auf seine schlesische Dienstreise auch diesen königlichen Privatauftrag mitbekam, die Burg auf ihre Wohnbrauchbarkeit und Ausbaufähigkeit hin zu prüfen. Nicht der einzige fürstliche Privatauftrag übrigens! Schon die ersten Tage der schlesischen Reise (21. bis 24. Juni) führen Schinkel in „privaten Geschäften“ nach Muskau zum Fürsten Hermann Pückler, mit dem er seit dem Jahre 1811 verbunden war. Hier hatten sich zwei ebenbürtige Partner gefunden, beide von der gleichen Beweglichkeit und Reichthumsfülle des Geistes. Dazu war Pückler der bedeutendste Gartenarchitekt seiner Zeit und stand Schinkel, dem es immer auf die Einbettung des Baues in die Landschaft ankam, künstlerisch besonders nahe. Es sind im handschriftlichen Nachlaß Schinkels Briefe von der Hand des Fürsten vorhanden, die sich über die Jahre 1822—1831 erstrecken. In einem der letzten aus dem Jahre 1831 schreibt Pückler: „Ich hoffe, daß Sie in meine Idee der Verbindung des Schlosses, Amtshauses und Komödienhauses zu einem großen, locker zusammenhängenden Ganzen eingehen und etwas daraus in einem ganz neuen, eigenen landschaftlich architektonischen Styl aufstellen werden, den man in England sieht, aber außer in den Cottages noch nicht gefunden hat, weil man zu sehr am Gothischen sich bindet.“

Die fünf Blatt Zeichnungen, die sich im Schinkel-Museum erhalten haben, und ein dazugehöriges Blatt mit schriftlichen Bemerkungen nebst Situationsplan wirken wie eine Antwort auf diese Briefstelle. Bei dem Besuch Schinkels in Muskau scheint dann der langgehegte Plan zu Grabe getragen worden zu sein, da der großzügige, aber stets von Geldverlegenheiten bedrängte Fürst wohl seine Mittel erschöpft oder in seiner sprunghaften Art bereits einem anderen Projekt sein Interesse zugewandt hatte. Leider sagt unsere Hauptquelle dieser schlesischen Reise, die „Reisebemerkungen nach dem Tageverzeichnis auf

3. Entwurf für die Regierung in Oppeln



Berlin, Schinkelmuseum

meiner Dienstreise in Schlesien vom 17. Juni bis incl. 11. August 1832¹⁾), die hier zum ersten Male erschlossen wird, nichts darüber und kann es auch nicht, da sie ja nur dem amtlichen Berichte zur Grundlage dient. Der Entwurf, den unsere Abbildung 1 als den reifsten zeigt, löst die gestellte Aufgabe mit ebensoviel Phantasie wie praktischer Brauchbarkeit. Der Cottage-Stil war wohl bei der Größe der Aufgabe nicht gut anwendbar. Das war überhaupt von Pückler mehr dem Geist als dem Wortlaut nach gemeint. Wenn sich hier also doch die Tudor-Gotik empfahl, so war das bestimmt nicht historische Stilmaskerade, sondern ein Zurückgreifen auf notwendig gegebene Elemente des Bauens und der besonderen Bauaufgabe. Hier handelte es sich um Überbrückung des breiten Schloßgrabens, dazu um Ausgleich eines erheblichen Höhenunterschiedes zwischen den beiden zu verbindenden Baukomplexen: Amtshaus und Schloß²⁾). Schinkel löst die Aufgabe, indem er die „Brücke“ durch einen eingestellten Turmpfeiler unterbricht und damit eine treppenartige Staffelung des gesamten Baukomplexes erreicht, die diesen ebenso geschickt zusammenfaßt wie beweglich und aufgelockert erhält. Noch mancherlei bauliche Veränderungen und Neubauten waren am Schloß, im „pleasure-ground“, Park und Bad vorgesehen wie eine „kleine Hängebrücke nahe der Insel“, „eine Burg“, „ein Pavillon an der Reitbahn“, „ein Orangeriehaus“, von denen später, wie es scheint, nur eine Kapelle mit der Predigerwohnung und ein Schuppen ausgeführt worden sind³⁾).

Mit diesen Hinweisen ist das Kapitel: „Schinkel und Pückler“ keineswegs erschöpft. Es verdiente jetzt erst überhaupt geschrieben zu werden.

Von Muskau ging die Reise weiter nach Görlitz. Hier werden die mittelalterlichen Kirchen, insbesondere die Petrikirche, besucht, wie ja diese Dienstreise überhaupt neben der Erledigung von Amtsgeschäften insbesondere dem Studium der schlesischen mittelalter-

¹⁾ Original im Schinkel-Museum in Berlin, Reinschrift im Staatsarchiv Dahlem.

²⁾ Die Verbindung mit dem sogenannten Komödienhaus, das als Stall, Reitbahn, Wagenschuppen eingerichtet werden sollte, ist auf unserer Abbildung nicht mehr zu sehen. Eine Bleistiftzeichnung, die diese Aufgabe behandelt, M XXc, N 217, läßt vermuten, daß diese Verbindung durch zwei-stöckige loggienartige Baulichkeiten geplant war.

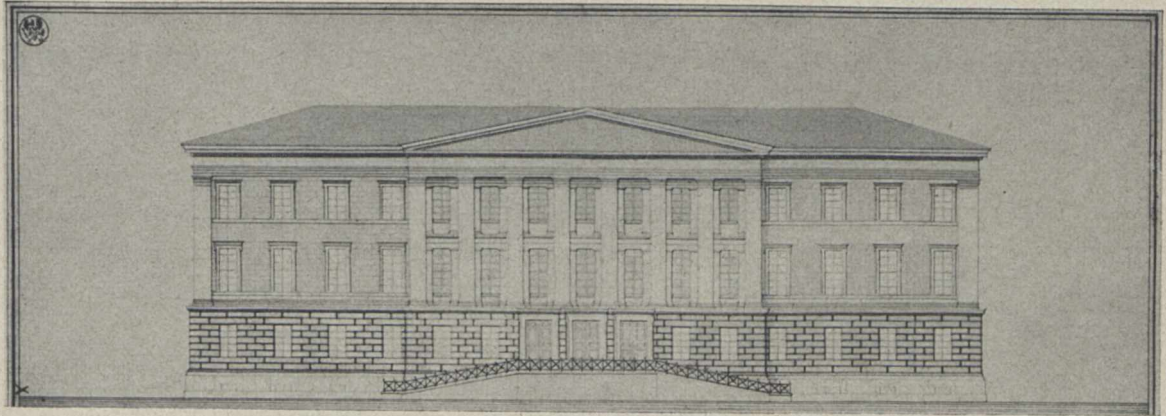
³⁾ Auf unserer Abbildung in Bleistiftzeichnung oben.

lichen Bauten und deren Erhaltung gewidmet war. Dienstlich beschäftigt ihn hier der Zucht-
hausneubau (revidiert den 5. Juni 1828) und die Verlegung oder vielmehr Verbesserung der
Einfahrt beim Reichenbacher Tor. Diesem Plan — es handelt sich im wesentlichen um eine
Abrundung der Wallgrabenführung um den Kaisertrutz — verdanken wir die Federskizze,
die uns die charaktervolle Befestigungsanlage in der organischen Verbindung von Reichen-
bacher Tor und Kaisertrutz im alten Zustand zeigt. Heute ist diese Verbindung völlig zer-
stört, der Kaisertrutz nach Vorschlägen Friedrich Wilhelms IV. zur Hauptwache umgebaut;
neuerdings wurde dieser zum Museum für Vorgeschichte und Heimatkunst eingerichtet.

Das nächste wichtige Reiseziel sind dann die Städte und Schlösser des Riesengebir-
ges. Die evangelische und die katholische Kirche in dem reizend gelegenen Bergstädtchen
Kupferberg (die erste 26. April 1826, die zweite 31. Juli 1828 revidiert), „unter dem Bau-
inspektor Tolkemit von Entrepreneurs ausgeführt“, geben zu großen Beanstandungen An-
laß. Die Baurisse zur katholischen Kirche haben sich erhalten und zeigen deutlich den von
Schinkel geprägten Typus der basilikalen dörflichen Kirchenanlage. Weitere Kirchen im
Regierungsbezirk Liegnitz, wie die von Tillendorf (revidiert 24. April 1823), Birkenbrück
(revidiert 22. April 1828) und Hohenfriedeberg (revidiert 29. Mai 1828) weisen sich als nahe
Verwandte aus. Hierhin gehört auch die Kirche zu Krummöls (Pfarrei Liebenthal), die von
Schinkels Bauinspektor Weinknecht errichtet worden ist und um deren Ausstattung Schinkel
(1836), wie wir aus den von Patzak⁴⁾ publizierten Akten wissen, sich persönlich bemüht hat.
Wichtiger als diese ist dann seine Tätigkeit, die er für den Berliner Hof im Riesengebirge
entfaltet. Die „Reisebemerkungen“ notieren eine Einladung zum Prinzen Wilhelm nach
Fischbach (2. Juli), „eine Besichtigung des Gneisenauschen Guts Erdmannsdorf, welches
Majestät gekauft haben, für den Fall, daß darüber Auskunft gegeben werden soll“ (4. Juli),
ein Aufenthalt in Fürstenstein (7. Juli) und schließlich die Besichtigung des Bolkoschlusses
und der Burg Schweinhaus bei Bolkenhain, die, wie schon erwähnt, Friedrich Wilhelm IV.
für sich ausbauen lassen wollte. Von dieser Absicht zeugen zwei Ansichten, Grundriß und
Details, wie weitere Pläne und Zeichnungen, die sich zum Teil noch 1864 im Besitz des Grafen
Stillfried-Alcantara zu Berlin befanden⁵⁾. Schinkel selbst bemerkt, „daß die Burg in archi-
tektonischer Anlage und vortrefflicher Lage viel Interessantes habe“. Bei der Anfertigung
der Skizzen mag ihn nicht nur der praktische Zweck geleitet haben; diese schlesische Land-
schaft in ihrem sanften Wechsel von Ebene und Gebirge, in die so glücklich Kirchen und
Schlösser eingebettet sind, hatte es ihm überhaupt angetan. Dies beweisen die bezaubernde
Zeichnung von Niedersalzbrunn, die hauchfeine der charakteristischen Zobtensilhouette
(Abb. 2) und die zahlreichen Zeichnungen von Fürstenstein, das er besonders gut kennen-
lernt; Schinkel nimmt dort ein zweites Mal vom 13. bis 15. Juli Ruheaufenthalt und arbeitet
an jener großen Eingabe an das „Ministerium des Innern für Handel, Gewerbe und Bau-
angelegenheiten“, in der er die Notwendigkeit ständiger staatlicher Kontrolle bei allen Bauten

⁴⁾ „Wanderer im Riesengebirge“ 1929, Nr. 6.

⁵⁾ Vergleiche Wolzogen: Aus Schinkels Nachlaß Band IV Berlin 1864 S. 501.



4. Entwurf für das Oberlandesgericht in Ratibor

Berlin, Schinkelmuseum

öffentlichen Interesses darlegt. Er entwickelt darin sehr moderne Grundsätze sowohl für die öffentliche Bautätigkeit des Staats wie für die Denkmalpflege. Die Verschandelung des aus dem 14. Jahrhundert stammenden Hauptportals der katholischen Kirche in Striegau ist die unmittelbare Veranlassung dazu gewesen.

Von den weiteren Geschehnissen der Gebirgsreise wären dann noch der Besuch des Bades Charlottenbrunn, die „Korrektur eines jetzt in Ausführung betroffenen Planes zu einem Badehausgebäude in Altwasser“ (Entwurf durch den Wegebaumeister Fritsche) am 10. Juli und eine „Besichtigung der Straße von Waldenburg nach Kienau (Kynau) mit dem Wegebaumeister Wesemeyer im Weisstritztal“ — eine der schönsten Straßen Schlesiens — zu erwähnen. Immer geht Genuß an der landschaftlichen Schönheit Schlesiens neben praktischer Berufsarbeit einher. So ist Schinkel auf seiner Riesengebirgsreise auch in Warmbrunn, auf dem Kynast, am Kochelfall, an der Annenkapelle und in Adersbach gewesen; auch nach dem Kloster Grüssau hat ihn sein Weg geführt (3. Juli). Doch in seinen Reisebemerkungen findet sich kein Wort von der barocken Herrlichkeit! Mit seiner Zeit steht Schinkel diesem Baustil fremd gegenüber. Dies zeigt sich dann auch bei der Besichtigung der katholischen Kirche in Schweidnitz (16. Juli), dem nächsten Reiseziel von Striegau aus. Schinkel bemerkt: die Kirche „ist jetzt im Innern seit etwa 90 Jahren in einem überladenen barocken Stil über den altdeutschen Grundformen, durch Freskomalereien, aufgehängte kolossale Bilder in Rahmen, die mit breitem geschnitzten Laubwerk umgeben sind, sowie durch reiche, in demselben Stil gehaltene Altäre an allen Pfeilern ausgestattet, und zwar sehr verschmutzt, doch in diesem Charakter ganz harmonisch zusammenwirkend“. Und ähnlich lautet das Urteil über Kloster Leubus, das er — um dies vorweg zu nehmen — am 4. August besucht um die „neuen Einrichtungen für die Irrenanstalt“ (revidiert 23. September 1823) zu besichtigen: „Der große barocke ausgeführte Saal des Gebäudes (der Fürstensaal) fängt an in den in Öl gemalten Plafondstücken zu leiden . . . Die Kunst verliert zwar nichts an diesem Werke, wenn es zugrunde geht, so wie es aber einmal zusammensteht, macht es eine imposante Wirkung“. Erkennt Schinkel in den hier zitierten Sätzen die „Wirkung“ des Barock

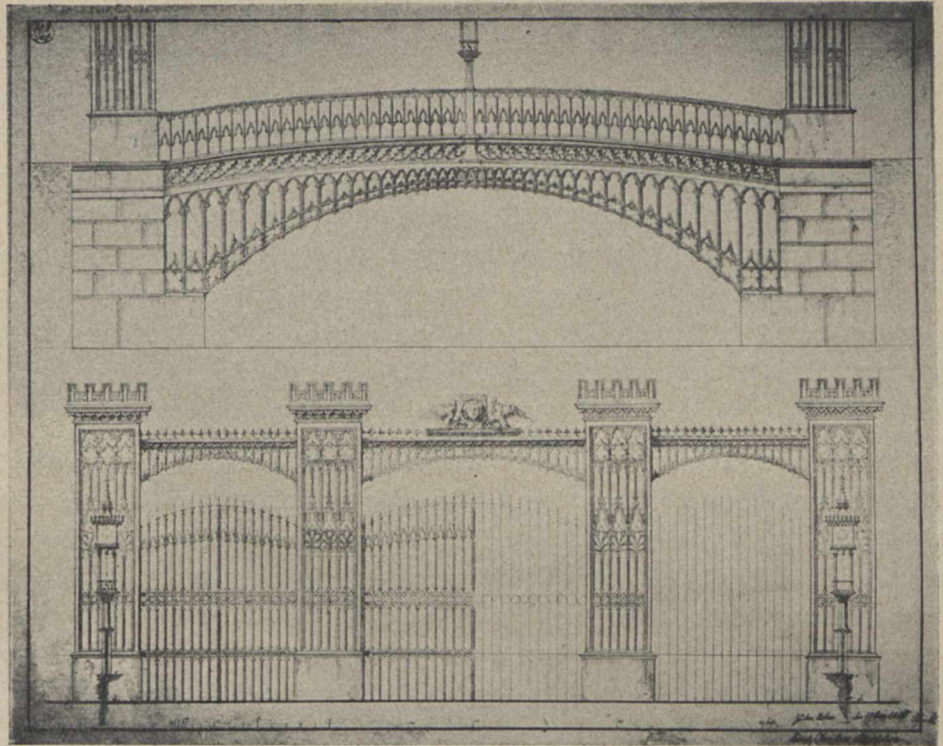
noch an, so scheut er sich doch als Baumeister nicht, vor den barocken Bau der Kirche zum hl. Kreuz in Brieg eine Klinkerfassade im „byzantinischen Stil“ zu setzen (Entwurf von 1833), die nicht im geringsten auf die Stilsonderheiten des Barock Rücksicht nimmt, ja diese geradezu absichtlich negiert. Der eigenhändige Aquarellentwurf (Schinkel-Museum Berlin), dem eine reizende Theaterarchitektur einer mittelalterlichen Stadt als Staffage dient, hat in den Einzelheiten, so in den mit einem Rautennetz farbig glasierter Klinkerbänder durchzogenen ziegelmassiven Turmhelmeckeln manches Interessante. Als Gesamtes bleibt der Entwurf unerfreulich. Im Jahre 1856 ist dann die Turmfront in völlig veränderter Form aufgeführt worden⁶⁾.

Von Schweidnitz geht es weiter durch die Grafschaft Glatz („über Glatz nach Reinerz und die Heuscheuer“) nach Frankenstein und Neisse. Oberschlesien ist dann ein besonderes Feld für Schinkels und seiner Schule Tätigkeit. Eigentlich hat Preußen erst durch ihn und seine Schule architektonisch sich dieses Land zu eigen gemacht. Hier sei nur auf die wichtigsten Bauten, die unter Schinkels Auspizien in Oberschlesien entstanden, hingewiesen: das Rathaus in Oppeln (revidiert 28. August 1819) in starker Anlehnung an wehrhafte italienische Rathausbauten — man denkt an den Palazzo Vecchio in Florenz — die Regierung in Oppeln (revidiert 19. August 1824, fertiggestellt 1828, heute wesentlich verändert) (Abb. 3) in einem sehr noblen, gut proportionierten schlanken Klassizismus, das Oberlandesgerichtsgebäude in Ratibor (Abb. 4) (revidiert 17. April 1823), das am stärksten die Schinkelsche Gestaltungsweise verrät. Das zeigt besonders das giebelgekrönte Mittelrisalit, das Motive des Berliner Schauspielhauses wiederholt. Ein besonderes Kapitel ist dann noch der Kirchenbau in Oberschlesien (Kirchen in Malapane 1819, Neuwalde Kreis Neisse 1819, Königshütte 1829)⁷⁾, an dem dann später sein Schüler Soller einen wesentlichen Anteil hat. Die Reisebemerkungen berichten u. a. über den Besuch von Neisse (19. und 20. Juli), Neuwalde (22. Juli), Ratibor (23. Juli) — mit einem Abstecher nach Krakau und Wieliczka (26. bis 28. Juli) — Gleiwitz/Malapane (29. Juli) und Oppeln (30. Juli). Über Brieg und Ohlau gelangt dann Schinkel nach Breslau, wo er am 1. August eintrifft und drei Tage bleibt. Mit dem Regierungsrat und Landbaudirektor Manger und dem Baurat Julius Schultze, dem Sohn des bedeutenden Baumeisters Christian Valentin Schultze, besichtigt er die „vielen schönen, alten Kirchen, welche gewissermaßen den Typus für sämtliche Hauptkirchen in andern Städten Schlesiens abgeben“. Besonders scheint es ihm die Sandkirche angetan zu haben; denn er hält es für „wünschenswert, daß besonders von ihr eine genaue Aufnahme

⁶⁾ Vergleiche Günther Kersten: Baugeschichte der Türme an der Kirche zum hl. Kreuz in Brieg, Brieg 1927. Die Schinkelschen Entwürfe, von denen Kopien sich im Archiv der Kirche befinden, sind 1854 von Friedrich Wilhelm IV. als „ganz geschmacklos“ verworfen worden. Der jetzige Zustand der Front geht auf einen Entwurf Wilczeks zurück, den Stüler abgeändert hat. In dem Brief, in dem Schinkel dem Kirchenkollegium seinen Entwurf begründet, heißt es u. a.: „Der barocke Stil der Kirche ist ein Zeichen des tiefsten Verfalls, welchen der Baugeschmack jemals in Europa erlitten hat, und es wäre Sünde, im 19. Jahrhundert denselben fortführen zu wollen.“

⁷⁾ Die Risse der genannten Bauten haben sich im Schinkel-Museum erhalten.

5. Entwurf für ein Tor und für eine Brücke über den Ohlauer Stadtgraben, Breslau. Federzeichn. 1815



Berlin, Schinkelmuseum

veranlaßt werden könnte, in welcher auch die sinnreiche Ausschmückung der Konsolen, aus welchen die Büschel der Gratbogen erwachsen und die aus Figurengruppen bestehen, angedeutet werden müßte“. Immer wieder ist es das Mittelalter und die frühe Renaissance, die Schinkel in Schlesien anziehen; so fährt er denn auch in den „Reisebemerkungen“ weiter fort: „daß sich von den Details am Rathause und am Leinwandhause (jetzt abgebrochen) am Ringe der Stadt viel ganz Eigentümliches und Lehrreiches aufnehmen ließe.“ Wie hier sein Geschmack und sein archäologisches Verständnis zu bewundern ist, so auch die Treffsicherheit seines Urteils über die zeitgenössische Architektur: „Zuerst Langhans Vater, dann Sohn und Baurat Schultz (er meint den jüngeren der beiden Schultzes), haben in Breslau für die Handwerker vorteilhaft eingewirkt und mehrere interessante Bauwerke aufgestellt. Die Kirche der 12000 (sic!) von Langhans Sohn ist in vieler Beziehung verfehlt, jedoch zeigt manche einzelne Anordnung Geschmack. Bei dem Börsengebäude (von demselben, jetzt städtische Bank) ist die hintere Fassade und der Eingang mit der Treppenanlage das gelungenste. Das Palais der Grafen Henckel von Baurat Schultz (Taschenstraße, jetzt Schlesische Generallandschaft) hat bei sehr schwieriger Aufgabe sehr viel Gelungenes in der äußeren und inneren Anordnung und Einteilung. Die Lebendigkeit dieses Baubeamten zeigt sich überhaupt vorteilhaft in vielen Bauunternehmungen, weil er Geschick hat, die kapriziösesten Bauherren zu behandeln.“ Schinkels eigene Bautätigkeit in Breslau ist leider unbedeutend. Er hatte schon einmal in jungen Jahren für Breslau gearbeitet, in jener Federzeichnung aus dem Jahre 1815 für „Ohlauer Tor und Brücke“ in „vaterländischem Stil“

(Abb. 5). Sicherlich geht sie auf die Beteiligung an einer Ausschreibung zurück, die von der Berliner Eisenhütte, einer Tochteranstalt der Gleiwitzer, veranstaltet worden war. Damals stand ja Schinkel noch sehr stark unter dem Einfluß der Gotik. Der Entwurf ist durch den Johanneskopf, eines der Hoheitszeichen des Breslauer Wappens, als Schmuck des Tores auf Breslau festzulegen, ist aber niemals ausgeführt worden. Von ausgeführten Bauten nennt die „Nachweisung der seit 10 Jahren in den Regierungsbezirken Liegnitz, Breslau und Oppeln ausgeführten Kirchen und Bauten“, die sich Schinkel von seinem Büro für diese Dienstreise nebst einer Karte seiner Reiseroute durch Schlesien ausarbeiten ließ⁸⁾, in Breslau das „Gewächshaus im Botanischen Garten“ (revidiert 3. September 1823) und das „Domvikariengebäude“ (revidiert 20. Februar 1827). Beiden Bauten wäre noch genauer nachzugehen.

Sichere Spuren seiner Bautätigkeit lassen sich dann in Liegnitz, wo Schinkel am 5. und 6. August weilte, nachweisen. Der Umbau des Schlosses zur Regierung nach dem Brande von 1835 ist wohl im wesentlichen Schülerwerk, aber das „Retablissement der Marienkirche“ geht, obwohl vom Stadtbaurat Teinert nach Schinkels eigenem Urteil im Innern „völlig mißlungen ausgeführt“, im Entwurf auf die Oberbaudeputation selbst zurück. Das erweist ein Vergleich des jetzigen Zustandes (revidiert 6. Juni 1826) mit den zahlreichen Baurissen des Schinkel-Museums, die aus dem Jahre 1824 stammen.

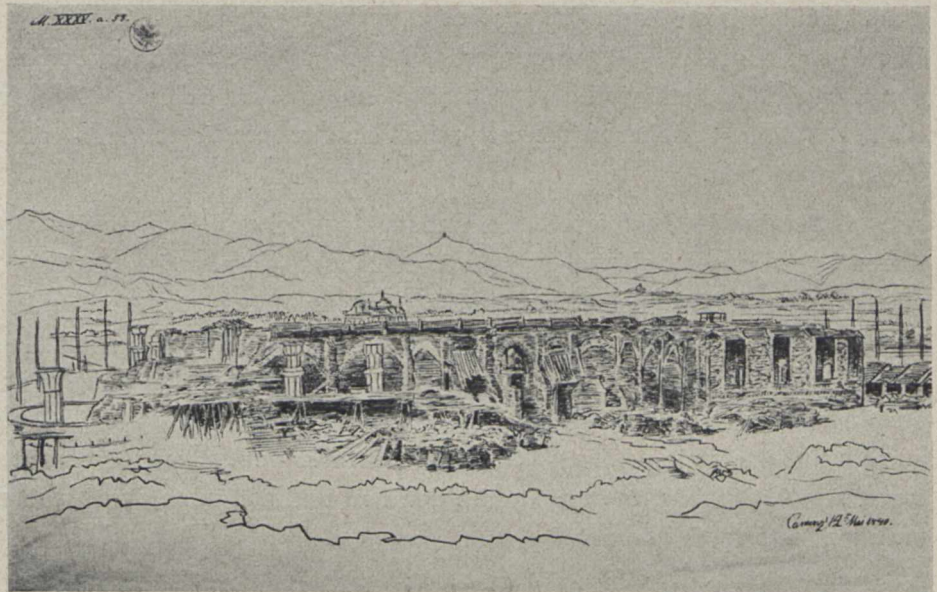
Von Liegnitz geht es dann weiter nach Bunzlau, um auf dem Weg dahin insbesondere die Kirchen von Tillendorf und Birkenbrück und die Queisbrücke bei Siegersdorf zu sehen. Von den beiden Dorfkirchen war oben schon die Rede; beide sind nach Plänen der Oberbaudeputation von jenem Bauinspektor Tolkemit erbaut, auf den Schinkel so besonders schlecht zu sprechen war; so bemerkt er darüber: „Sie tragen ganz den Charakter dieses für die Provinz durch eine Reihe von Jahren in allen seinem architektonischen Wirken so nachteilig gewesenen Architekten“.

Schinkel tritt dann über Sprottau, Sagan, Grünberg die Heimreise nach Berlin an. Am 9. und 10. August ist er in Frankfurt a. d. Oder. Der 11. August ist sein letzter Reisetag.

Schinkel ist in späteren Jahren noch wiederholt in Schlesien gewesen. Zweimal bildete diese Provinz den Auftakt zu seinen Erholungs- und Badereisen (1836 und 1838) nach Karlsbad und Kissingen. Beide Male ist es der Bau der Erdmannsdorfer Kirche, der ihn nach Schlesien zieht. Aus dem Jahre 1836 besitzt das Schinkel-Museum zwei Entwurfskizzen der Kirche im Park (Vorder- und Seitenansicht), auf der einen ist auch der Grundrißentwurf angegeben. Für das Jahr 1838 können wir uns auf einen Merkzettel im Schinkel-Museum berufen, der als erste Etappe der bis nach Köln ausgedehnten Reise die Orte Hirschberg, Erdmannsdorf, Schmiedeberg, Landshut nennt, und auf der Rückseite u. a. von der Hand

⁸⁾ „Die Nachweisung“, gleichfalls im Schinkel-Museum, neben den „Reisebemerkungen“ unsere wichtigste Quelle, gibt bei allen Bauten von 1822—1832 den „Kostenbetrag“ und das „Datum der Revision bei der Oberbaudeputation“ an; in die Reiseroute sind die Anzahl der Wegestunden in der Postkutsche eingetragen.

6. Schloß Camenz im Bau
Federzeichnung Schinkels
vom 12. Mai 1840



Berlin, Schinkelmuseum

Schinkels noch folgende Notiz trägt: „Vom 23. bis 28. April in Erdmannsdorf.“ Damit ist die geistige Autorschaft Schinkels für die Kirche in Erdmannsdorf, für die sich der König zu dem besonders interessierte, erwiesen. Die Frage der Beteiligung am Erdmannsdorfer Schloßbau bleibt, abgesehen von der schon mitgeteilten Tatsache der Vorbesichtigung, noch ungeklärt, wie überhaupt die Frage des Anteils Schinkels am schlesischen Schloßerbau, wo man bisher schon seine Tätigkeit oder doch seine Anregung in Carolath für den Fürsten Heinrich, in Fischbach für den Prinzen Wilhelm, in Schildau für die Prinzessin Friedrich der Niederlande, in Rogau (Kreis Liegnitz) für den Minister Rother, in Günthersdorf für die Herzogin Dorothea von Sagan vermutete. Hier wird vor allem noch zwischen Meister- und Schülerhand zu scheiden sein, und hier liegt eine große, noch zu leistende Arbeit vor. Überhaupt kann die Frage „Schinkel in Schlesien“ ihren Abschluß erst dann finden, wenn eine exakte Bearbeitung des Aktenmaterials vorgenommen worden ist, wie sie der Schinkelausschuß der Nationalgalerie in Berlin nun auch für Schlesien eingeleitet hat⁹⁾. Nur das läßt sich schon jetzt mit Sicherheit sagen, daß der Entwurf zum Kamenzer Schloß einwandfrei auf Schinkel zurückgeht und daß dieses Schloß ebenso wie es Schinkels imposante Hauptleistung in Schlesien ist, so auch in seinem Alterswerk eine ganz bedeutende Stellung einnimmt. Das bisher noch unbekannte Aquarell des Kamenzer Schlosses, signiert „Schinkel Mai 1838“, das in einer Photographie in der Bibliothek des Breslauer Kunstgewerbemuseums aus dem Besitze der Familie Martius auf uns gekommen ist¹⁰⁾, ist der sicherste Beweis für die Autor-

⁹⁾ Günther Grundmann, Warmbrunn, der sich auch als Erster mit der Tätigkeit Schinkels in Schlesien befaßt hat (Schles. Zeitung vom 13. März 1931), bearbeitet diesen Teil des umfassenden Werkes.

¹⁰⁾ Abgebildet in dem soeben erschienenen Buche von Franz Landsberger: Die Kunst der Goethe-Zeit, Leipzig, Abb. 172. Vergleiche auch den Aufsatz über Kamenz von Bernhard Stephan, Schlesische Monatshefte 1928, S. S. 353 ff.

schaft Schinkels an diesem Bau. Das eigenhändig signierte Aquarell Schinkels zeigt den Bau in seiner ursprünglichen burgartigen Gedrungenheit und Klarheit, die heute durch die von Martius hinzugefügte Kolonnade geschädigt ist. Da Schinkels Anwesenheit in Kamenz im Mai 1838 nicht nachzuweisen ist¹¹⁾, muß eine frühere Besichtigung des Baugeländes vorgegangen sein.

Am 15. Oktober 1838 erfolgte die Grundsteinlegung, und eine weitere eigenhändige Feder-skizze Schinkels im Schinkel-Museum, bezeichnet „Camenz 12. Mai 1840“ (aus dem Besitze von Susanna Schinkel ins Schinkel-Museum gekommen), zeigt das Schloß im Bau, der über die Unterkellerung noch nicht hinausgediehen zu sein scheint. Diese meisterhafte Zeichnung (Abb. 6) auf der im Hintergrund das Zisterzienserkloster und das Reichensteiner Gebirge erscheint, ist nicht nur als sicherer Beleg seines Interesses am Schloßbau wichtig, sondern uns als eine der letzten Arbeiten Schinkels, bevor ihn unheilbare Krankheit schlug, besonders teuer. Am 9. Oktober 1841 erlöste ihn der Tod und ließ auch den Kamener Schloßbau als unvollendetes Werk zurück.

Das Erbe traten seine Meisterschüler an, in Schlesien besonders Martius, Stüler und Soller. Wenn ihre Tätigkeit noch glücklich zu nennen war, so vergreiste die Schinkel-Schule in den beiden nachfolgenden Baumeistergenerationen völlig. Diese unoriginellen Baubeamten, die nur die Vokabeln, aber nicht den Geist der Schinkelschen Bausprache beherrschen, trifft die harte Kritik, die unsere Zeit dem Bauwesen in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zuteil werden läßt. Doch in dem ersten Jahrzehnt nach Schinkels Tod ist sein Geist auch in Schlesien, besonders aber im Breslauer Bauwesen, allenthalben noch lebendig: im Stüler-schen Schloßanbau (1846) ebenso sehr wie im Theaterneubau des jüngeren Langhans (1839 bis 1841), im Schlesischen Ständehaus auf der Graupenstraße (erbaut 1846, zum Schlesi-schen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer umgebaut 1898) ebenso wie im General-kommando (1844 bis Mai 1845)¹²⁾, das eine enge Verwandtschaft mit dem abgerissenen Palais Redern in Berlin verbindet. Selbst im Breslauer Amtsgericht (erbaut von Roux 1850—1852), in dessen Entwurf Friedrich Wilhelm IV. die Türme einzeichnete, ist noch gute Schinkel-tradition wirksam. Ganze neue Stadtviertel tragen, wie es die Zeitgenossen schon 1840 emp-fanden, in Breslau das Gepräge des „Schinkelschen Geschmacks“¹³⁾.

Wir gehen wohl auch nicht fehl, wenn wir Breslaus frühen großen Industriezweckbau, das Wasserhebewerk am Weidendamm (erbaut 1871) noch auf eine Ideenskizze des Meisters der preußischen Baukunst zurückführen¹⁴⁾. So lassen sich Brücken schlagen von Schinkel zum Industriebau unserer Tage.

¹¹⁾ Auch der vorhin erwähnte Merkzettel von 1838 gibt eine Reiseroute durch Schlesien an, auf der Kamenz nicht berührt werden konnte. Wahrscheinlich ist das Aquarell nach früheren Situations-skizzen bereits in der Ferienruhe in Karlsbad oder Kissingen entstanden.

¹²⁾ Vergleiche Rüffler in: Schles. Illustrierte vom 21. Mai 1927. Der Baumeister ist unbekannt; die Kosten betragen 122 000 Taler.

¹³⁾ Krebs: Schlesische Zustände im ersten Jahrhundert preußischer Herrschaft, Breslau 1840, S. 13. — Vergleiche auch Rudolf Stein: Das Breslauer Bürgerhaus, Breslau 1931, S. 72 f.

¹⁴⁾ Abgebildet bei August Grisebach: C. F. Schinkel, Leipzig 1924, S. 41.

Bildende Kunst

Um das Schicksal der Kunstakademie

Unter trüben Vorzeichen gehen wir diesmal ins neue Jahr. Eben da diese Zeilen geschrieben werden, gelangen die ersten Nachrichten über die preußische Notverordnung nach Schlesien und sie enthalten nicht weniger als die Schließung der Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau. Proteste der Stadt, des Kulturrings, der Universität, der Technischen Hochschule usw. werden vernehmbar, aber ob sie ihren Zweck noch erfüllen werden, ob sie die preußische Regierung noch von ihrem Schritte zurückhalten können?

Daß dieser Schritt außerordentlich zu bedauern wäre, braucht an dieser Stelle nicht besonders gesagt zu werden. Die Schlesischen Monatshefte haben wieder und wieder auf die reichen künstlerischen Kräfte in der Akademie hingewiesen, und sie taten es um so dringender, je schwerer diese Kräfte in der Breslauer Bevölkerung Wurzel faßten. Aber wie es mit dem an der Akademie lehrenden Otto Müller ging, dessen Ansehen von Jahr zu Jahr zunahm, und nun, da er tot ist, erst recht im Wachsen begriffen ist, so wäre es auch mit den übrigen Künstlern gekommen; auch ihnen wüchse das Verständnis ganz allmählich entgegen, und sicherlich wäre es in kommenden Tagen der allgemeine Stolz der Bevölkerung gewesen, daß sie solch' eine Fülle starker Talente in ihren Mauern beherbergt hätte. Soll das alles wieder auseinanderstieben, soll der Ruf, den diese Künstler in ganz Deutschland — stärker als in der Heimat — genossen und von dem ein gutes Teil auch nach Breslau zurückstrahlte, für das Ansehen unserer Provinz nicht mehr nutzbar gemacht werden können?

Man vermag es nicht recht einzusehen, daß selbst bei größter Sparsamkeit gerade dem Osten eine so wichtige Kulturinstitution genommen werden

soll, noch dazu eine, die auf ein so ansehnliches Alter zurückblickt, wie die Breslauer Akademie. Als sie im Jahre 1797 gegründet wurde, galt es, das vor kurzem an Preußen gekommene Schlesien dadurch um so fester dem neuen Staate zu verbinden, daß man es kulturell an seine Wohltaten anschloß. Ist Schlesien, das nach zwei Seiten hin in unmittelbarer Nähe des Auslandes liegt, heut in der Lage, seine kulturelle Position so tiefgehend zu schwächen?

Und dann noch etwas. Wenn der preußische Staat unter allen Umständen sparen muß, warum beginnt er dann nicht mit der doch so nahe liegenden Aufgabe, die Kunstakademie und die Handwerker- und Kunstgewerbeschule zusammenzulegen?

Bloß weil die Kunstakademie dem Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung untersteht, während die Handwerkerschule, die zum größten Teil von der Stadt finanziert wird, vom preußischen Handelsministerium betreut wird? Solche rein verwaltungstechnischen Fragen sollten doch zurücktreten, wo es gilt, unser kulturelles Dasein zu wahren. Auch was sonst an Differenzen zwischen beiden Schulen bestehen mag: in solcher Notlage hilft nur die Einigkeit, um alle Schwierigkeiten zu bannen. Was heute die Kunstakademie bedroht, kann morgen der Handwerkerschule geschehen, darum hat auch sie das größte Interesse daran, sich mit der Kunstakademie in irgend einer Form zu vereinigen, um auf diese Weise die Kosten herabzudrücken.

Endlich käme ein Anschluß der Akademie an die Universität in Frage und im Augenblick der Drucklegung dieses Heftes werden bereits die ersten Schritte in dieser Richtung getan.

Franz Landsberger.

Dr. Ludwig Burgemeister

Zum 30 jährigen Jubiläum als Provinzialkonservator

Es ist ein dornenvoller Weg, der Beruf eines Provinzialkonservators. Einmal ist er verhältnismäßig stark eingeengt, namentlich in Preußen, durch das Fehlen eines Denkmalsgesetzes wie in Hessen, andererseits stehen im ganzen nur bescheidene Mittel zur Verfügung, um helfend einspringen zu können und schließlich macht auch unsere Zeit ihr Recht geltend und verlangt aus wirtschaftlichen oder Verkehrsinteressen Änderungen oder Beseitigung von Bauwerken, die man an sich gern erhalten sähe.

So ist der Rückblick auf eine so lange Tätigkeit im Dienste der Provinz Schlesien, wie sie Herrn Dr. Burgemeister beschieden war, immer eine Aufgabe dankbarer Anerkennung und mitfühlender Gesinnung. Die Eignung zu dem wichtigen Amte eines Denkmalpflegers zeichnet sich schon früh in der Laufbahn des Jubilars ab; eine Regierungs-Baumeisterzeichnung „mit Auszeichnung“ führt

zu einer Studienreise nach Italien; in einer großen Reihe von Einzelaufsätzen über schlesische Kunstdenkmäler führt er den Leser, sei es historischer Zeitschriften, sei es der Tagespresse, in den Sinn und die Bedeutung geschichtlicher Bauwerke ein; dazu treten umfangreichere Veröffentlichungen. Neben dem großangelegten mit Wichert zusammen herausgegebenen Werke über die „Holzkirchen und Holztürme“ der preußischen Ostprovinzen, neben der Mitarbeit an dem Burgenhauswerk des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieurvereine ist es dann besonders die 1925 erschienene Arbeit über den „Orgelbau in Schlesien“, die mit dazu beitrug, daß die konservatorische Pflege des Denkmalgutes sich diesem wichtigen Gebiete kirchlicher Ausstattung zuwandte. Die umfassende Tätigkeit des Denkmalpflegers ist in den Jahresberichten des Provinzialkonservators der Kunstdenkmäler der Provinz

Schlesien von 1900 bis 1918 in Band IV bis XI, und in der neuen Folge für die Provinz Niederschlesien in Band I bis III von 1919—1929 niedergelegt. Die bedeutendste Arbeit aber ist die Neuherausgabe des Kunstdenkmälerwerkes der Provinz Niederschlesiens, von dem uns das Jahr 1930 den ersten Teil der Kunstdenkmäler der Stadt Breslau beschert hat in einer Durcharbeitung und äußeren

Ausstattung, wie sie ähnlich wohl keine andere preußische Provinz aufweisen kann. Wir wünschen dem Jubilar auch für die Folge die freudige und arbeitsrüstige Hingabe zu der Fortsetzung dieses Werkes, das Ludwig Burge-meisters Namen weit über die Grenzen unserer schönen schlesischen Provinz hinaus bekannt gemacht hat. Prof. Dr.-Ing. Adolf Zeller.

Berliner Weihnachtsausstellungen

Draußen am Reichskanzlerplatz hat die „Porza“ in Erich Mendelsohns neuem „Europahaus“ schöne Parterreräume für ihre große Ausstellung gemietet. In den hellen, weiten Sälen sind viele interessante Bilder und Plastiken, die ein bestimmtes mittleres Format fast nie überschreiten, nebeneinandergestellt. In diesen modernen, sachlichen Räumen ist somit, durch kunstgewerblich schöne Sofas, Tische, Stühle und Fayencen zur Wohnlichkeit illustriert, das einheitlich geschlossene Bild einer ganz neuartigen, sehr geschmackvollen und anregenden Ausstellung entstanden. Den Veranstaltern ist es auch gelungen, durch Zusammenrufen vieler prominenter Künstler einen interessanten Überblick über das Schaffen der Jetztzeit zu geben, einen Eindruck, den man sonst auf den großen Berliner Ausstellungen fast immer vermißt. Barlach, Hofer, Klee, Nolde, Schmidt-Rottluff, Dix, Groß, Scholz und viele, viele andere präsentieren sich hier in der Öffentlichkeit. Schlesien ist durch zwei gute Bilder von Willy Jaeckel vertreten. Von bester dekorativer Wirkung sein Blumenstück. In hohem Tonkrug stehen zwei Mandelblütenzweige, deren intensives Rosa sich sehr schön vom dunkelblauen Vorhang abhebt. Als zweites zeigt Jaeckel ein gutes Frauenporträt in Pastell. In der Plastik ist Schlesien durch zwei Gruppen von Joachim Karsch vertreten. Zwei schreitende Jünger in getöntem Stucco zeigen bei allem plastischen Können dieses Künstlers ein wenig die Gefahr, ins Akademische hinüber zu gleiten, wenn auch der herbe Ernst der Darstellung immer besticht. Die andere Gruppe einer sitzenden und einer stehenden Frau aus Holz läßt den Gedanken aufkommen, daß dieses Material dem Künstler mehr liegt. Hier ist die ruhige Strenge der Auffassung, mit der anmutig zarten Einfachheit der Bewegung gepaart, zu schöner Harmonie überzeugend gestaltet. Auch die Galerie Flechtheim hat diesmal die Reihe ihrer interessanten Kollektivausstellungen durchbrochen, um umfassenderen Überblick über das Schaffen vieler ihr nahe stehender Künstler als Weihnachtsausstellung zu zeigen. Aus sehr vielem Gutem wollen wir hier nur die Werke von Renée Sintenis aufführen, deren schönes Selbstporträt wir in diesem Heft abbilden. Eine zweistöckige Vitrine ist außerdem mit ihren entzückenden zarten Tierimpressionen gefüllt, deren leichtfüßige Plastik ja stets aufs neue erfreut. Wenn diese beiden Ausstellungen qualitativ ein sehr hohes Niveau einhalten, so hat man in der deutschen Kunstgemeinschaft mehr den Eindruck einer Kunstmesse, die tatsächlich alle Arten von Qualität oder von „nicht Qualität“ enthält. Denn neben ganz Unwichtigem werden beste Leistungen gezeigt. Von Schlesiern ist hier sehr viel zu sehen. Zunächst Willy Jaeckel. Blumenstücke, Akte und Porträts, wie wir sie kennen und an dieser Stelle

öfters hervorheben konnten. Dann aber ein besonders schönes und für Jaeckels Schaffen besonders interessantes Stück: der Hamburger Hafen. Durch sehr klare Komposition sind die großen und kleinen Schiffe bestens verteilt. Die dunstige Nebelatmosphäre wird durch trübe Farben sehr gut wiedergegeben. Von seinen anderen Bildern haben wir noch drei Rosen in einer Vase hervor, die — ins Kleine übertragen — eine ähnliche Komposition zeigen wie das Bild bei der „Porza“. Von Wolf Röhrich sieht man eine kleine Ansicht von Notre Dame, die Kirche von Brissago, einige Blumenstücke und einen weiblichen Halbakt. Recht interessant ist eine kleine Kollektion von Paul Plontke. Da sind drei verschiedene Madonnen, die eine Art neuer Religiosität vertreten, die sich wie Plontkes Werke ja auch sonst meist durch besondere Innigkeit auszeichnet. Dazu gesellen sich ein paar Kinderbilder, der „Reigen im Freien“, das „Mädchen an der Tür“ und „der letzte Mohikaner“, ein Junge in Indianeruniform. Der Farbenreichtum der vielen Federn hat den Künstler offenbar ganz besonders gereizt. Außerdem sieht man etwa zehn Plastiken des vor kurzem in diesen Blättern gewürdigten Oswald Herzogs durch die Säle verstreut. Teils Keramiken mehr gegenständlicher Art, teils abstrakte Holz- oder Bronzeplastiken, stilisierte Figuren in höchstem Bewegungsrhythmus. Sehr interessant sind zwei kleine kunstgewerbliche Keramiken dieses Künstlers, eine Dose in reichen Bewegungsornamenten und ein stilisiertes Haus als „Herrenrauchservice“. Wie die Idee so ist auch der Gegenstand hier mehr Spielerei als künstlerisch oder praktisch brauchbarer Ernst geworden, wenigstens an Herzogs anderen Plastiken gemessen.

Nachdem wir aus Anlaß des frühen Todes des öfteren Otto Müllers gedacht haben, bietet nun ein Jubiläum willkommenen Anlaß, ihn wieder an dieser Stelle zu nennen. Fünfundzwanzig Jahre sind seit der Begründung der Künstlervereinigung Die Brücke vergangen. Dieser Feier zu Ehren wird in der neuen Abteilung des Berliner Kupferstichkabinetts eine schöne Ausstellung von der Graphik der Brückekünstler veranstaltet. Viel schönes erfreut hier. Besonders aber erfreuen die zarten lyrischen Blätter Otto Müllers. Herb und leicht heben sie sich in edler Schönheit von allem anderen ab. Mag sein, daß Nolde oder Kirchner stärker ist, die liedhafte Zartheit Müllers haben sie nicht erreicht. Wie Zauberraine erscheinen diese feinen Urwälder mit den schlanken, zarten Mädchen. Besonders interessant aber ist die Reihe der graphischen Selbstporträts. Pechstein, Müller, Heckel, Kirchner, Schmitt-Rottluff nebeneinander. Das schönste, edelste abgeklärteste und in sich verschlossenste Antlitz zeigt der Kopf Otto Müllers.



Aus der Ausstellung der Jury-freien Arbeitsgemeinschaft

Auch die Galerie F. Moeller erinnert an das Jubiläum der Brücke mit einer kleinen Ausstellung früher Werke ihrer Meister. Dabei erfreut ein starkes Bild Otto Müllers, das „Paar mit grünem

Fächer“, das übrigens auch auf der Breslauer Gedächtnisausstellung gezeigt worden ist.

Dr. Max Goering.

Niederschlesische Kunstvereinigung Liegnitz

Im Jahre 1926 wurde in Liegnitz auf Anregung des Regierungsvizepräsidenten Wille die Gruppe Niederschlesien des Bundes für Kunsterziehung begründet. Ihre Bemühungen um die Anteilnahme und die Vertiefung des Verständnisses der Bevölkerung für die bildende Kunst waren von besten Erfolgen begleitet. 48 durch Vorträge und Führungen künstlerisch ausgewertete Wanderausstellungen wurden von 85 000 Schülern und Erwachsenen besucht und erzielten einen Absatz von Kunstwerken von rund 33 000 RM. Mit dem für den Osten namentlich in einer Zeit materialistischer Einstellung hochbedeutungsvollen kunst-erzieherischen Zweck war so eine ausgezeichnete praktische Hilfe verknüpft, auf welche die notleidende Künstlerschaft angewiesen war, und die ihr Anreiz und Vertrauen zu neuem Schaffen bot. Als nun durch Sparmaßnahmen zufolge der allgemeinen Wirtschaftslage die Zuwendungen von Reich und Staat, auf welche diese Kunstorgani-

sation angewiesen war, nicht mehr in Betracht kamen, wurde es Anfang dieses Jahres nötig, sie auf eine breitere Grundlage zu stellen, indem auch Einzelpersonen der Zutritt ermöglicht wurde. Unter Übernahme der reichen Anregungen und Erfahrungen der früheren Gruppe wurde nunmehr nach dem Vorbilde von Kunstvereinigungen des 19. Jahrhunderts die neue Vereinigung geschaffen, die für den Mitgliedsbeitrag von 10 RM. eine künstlerisch wertvolle Jahregabe und ein Freilos für eine Weihnachtsverlosung bietet. Die Gründung wurde in Hirschberg, da im dortigen Kreise der größte Teil der niederschlesischen Künstlerschaft ansässig ist, von Vertretern der staatlichen und kommunalen Verwaltungen, der Kirchen, der Künstler- und Lehrerschaft, der Schriftsteller und der Verkehrs- und Frauenvereine angeregt und Ende März in Liegnitz beschlossen. Der Vorstand setzt sich zusammen aus je einem Vertreter der Bezirksregierung und der Selbst-

verwaltung sowie einem Schulfachmann, ferner aus Vertretern der Künstlerschaft, der Kirchen, der Wirtschaft und sonstiger künstlerisch interessierter Kreise. Ihm zur Seite steht ein Arbeits- und ein künstlerischer Fachausschuß. Den Vorsitz im Vorstand übernahm zunächst Regierungspräsident Dr. Poeschel bis zu seiner Wahl als Oberbürgermeister von Stettin, alsdann der Unterzeichnete. Die Geschäftsführung ruht in der Hand von Dr. Grundmann-Warmbrunn. Durch kräftige Werbung ist die Mitgliederzahl bereits auf 850 gestiegen. Sechs Ausstellungen in Städten und Badeorten, an denen sich außer den nieder-

schlesischen auch auswärtige Künstler von Bedeutung beteiligten, fanden reichen Beifall und erfreulichen Absatz ausgestellter Werke. Trotz der Kürze ihres bisherigen Bestehens war es der Vereinigung bereits möglich, einschließlich der Ankäufe für die Weihnachtsverlosung der Künstlerschaft über 4500 RM. zuzuführen. Es besteht die Hoffnung auf weiteren Ausbau der Vereinigung und das Gelingen dieses neuartigen Versuches einer privaten Organisation für Kunstpflege, die sich in so großem Maße der tatkräftigen Mitarbeit öffentlicher Organe zu erfreuen hat.

Loewe, Regierungs- u. Baurat.

Musik

Musikalische Feiern! Innerhalb des vom Staate geförderten Programms für Volksbildung liegt die Aufgabe, das Leben der Allgemeinheit mit Musik zu durchdringen. Das Leben, den Alltag! Musikalische Eindrücke sollen keine Ausnahmeerlebnisse bilden. Nach dieser Richtung hin wirken vor allem die Jugend- und Laienmusikbewegungen. Immerhin wird sich jede Beschäftigung mit künstlerischen Dingen vom Profanen des Tages absondern und im musikerfüllten Menschen die Sehnsucht nach großen Erlebnissen, nach Feiern, wecken. Auch die öffentlichen Kunstinstitute, die mehr oder weniger die Belastungen und Trivialitäten eines Betriebes auf sich zu nehmen gezwungen sind, werden zur eigenen Auffrischung und zur Anregung des Publikums Gelegenheit zu Ausnahmeveranstaltungen suchen. Wenn also eine Bühne — das Breslauer Stadttheater — Mozartfeiern anzeigt, so stellt man sich vor, daß im Opernhaus mit besonderer Liebe und Sorgfalt, gewissermaßen in Hochstimmung für die festlichen Abende vorbereitet und gesorgt wird. Und als Hörer rüstet man sich in Feststimmung für die Aufführung der „Zauberflöte“. Und was erlebt man? Eine Routineaufführung vom reinsten Wasser — oder vielmehr von stark getrubtem Wasser. Die Ouvertüre wird schlecht und recht heruntermusiziert. Wie hat sie seinerzeit, als Lert die Zauberflöte neuinstudiert herausgebracht hatte, gezündet. Bei der „Festaufführung“ regt sich keine Hand. Tüchtige Sänger stehen auf der Bühne. Ventur Singer als geschmackvoll singender Tamino, Leo Weith als frischer Papageno, Wilhelm Hiller als Sarastro, Hans Baron als Monostrotus, Olly Stephan als Pamina, musikalisch und tonlich alle Ansprüche erfüllend, Liesel von Schuch (Gast von der Dresdner Staatsoper) den dramatischen Aufgaben der Königin der Nacht nicht gewachsen, aber virtuos in der Behandlung der Koloraturen, der Sprecher, für den man in Hans Hotter einen ausgezeichneten Vertreter gehabt hätte, allerdings in Fehlbesetzung. Die Voraussetzungen für eine gute Aufführung waren also im großen und ganzen gegeben, aber das Ganze wirkte wie eine Improvisation. Man spürte keine Durcharbeitung, nichts von einer Feststimmung vor der Aufführung. Deshalb konnte sich auch keine am Abend einstellen. Die andere Mozartfeier fand im Schloß statt. Hier glückte wenigstens die Wiedergabe des Singspiels Bastien und Bastienne. Unter Schmidt-Beldens Leitung wurde sauber und klangvoll musiziert, Hartmanns Regie gab dem Spiel ge-

pfligte Formen und die Leistungen der Solisten Augusta Poell, Paul Schmidtman und Heinrich Pflanzl zeigten die Ergebnisse ausreichender Probenarbeit. Man fühlte sich festlich angeregt. Eine gewisse Abkühlung trat während des Vortrags der G-Moll-Symphonie (Nr. 25) ein. Hierbei klang vieles zu robust, es fehlte der leichte Fluß. Vielleicht hängt das mit den akustischen Wirkungen des Saales zusammen. Der Raum verlangt von Sängern und Instrumentalisten schwebenden, völlig entmaterialisierten Ton. Wird das nicht beachtet, so erzielt man die beabsichtigten Klangbilder nicht. Sehr schwach war die Tanzantomime „Les petits riens“, sowohl in der Idee der Handlung, als auch tänzerisch, nur Kurt Kern schuf befriedigende Eindrücke. Diese beiden Aufführungen waren jedenfalls bei weitem nicht das, was man unter der Flagge „Festvorstellungen“ laufen lassen darf. Auch dann nicht, wenn man auf den glänzenden Verlauf einer Operettenaufführung („Die Blume von Hawai“) hinweisen kann. Festfreude herrschte im Konzerthausaal, als der Gesangverein Breslauer Lehrer sein Konzert anlässlich des vierzigjährigen Bestehens gab. Hier sang ein Verein von bedeutender äußerer und innerer Kultur, ein Verein, der nicht um des Gewinnes willen singt, auch nicht nur seiner künstlerischen Geltung zu Liebe, sondern im Dienste einer Kunstgattung, die sich im Zusammenhange mit weitwirkenden Kulturgedanken entwickelt hat. Darin bestand die Erfüllung seiner musikalischen Aufgabe, zum guten Teile ein Verdienst des Chorleiters Max Krause, den leider Krankheit verhinderte, das Festkonzert zu dirigieren. Der Lehrergesangverein hat bei ungezählten öffentlichen, festlichen Anlässen gesungen und sich dem heimatlichen Gemeinschaftsleben tätig, führend und begeisternd eingeschlossen. Als besonders eindrucksvolle Darbietungen des Festprogramms seien hervorgehoben: „Der Stille Hof“ von Otto Siegl, „Requiem“ von Wilhelm Rettich und „Bekenntnis“ von Hans Heinrichs. Diese Prachtstücke, ebenso die Werke aus älterer Zeit sind von Alfred Aumann bis zur völligen Beherrschung der musikalischen und tonlichen Materie einstudiert worden. Hinter dem Singen stand innerliche Erfassung der Aufgaben, die der Bedeutung des Abends entsprachen. Der dem Konzert folgende Festakt zeigte, daß die Öffentlichkeit und ihre Vertreter den kulturellen Sinn einer Arbeit, wie sie der Gesangverein Breslauer Lehrer leistet, zu würdigen wissen. Den Mitgliedern, den Veteranen und den derzeitigen Führern des Vereins

— Fritz Moh (Vorsitzender), Max Krause und Alfred Aumann — wurden reiche Ehrungen zuteil. Inzwischen hat sich auch wieder die „Junge Bühne im Stadttheater“ vernehmen lassen. Es ist zu begrüßen, daß die Intendanz an dem Plane, künstlerische Entwicklungen unserer Zeit durch Aufführungen mitentscheiden zu helfen, festhält. Es zeigt sich allerdings immer wieder, daß diese Versuche vom Personal außerordentliche Anspannungen verlangen, und zwar hauptsächlich von Seiten der Bühnenvorstände. Bei dieser Feststellung ist nicht nur an die physische Arbeitsleistung zu denken, sondern vielmehr an die geistige Einstellung zu den Dingen und an das geistige Eindringen in die Dinge, das im Studio gestattet, ja sogar verlangte Experiment darf kein Tasten, auch kein Kompromisseschließen sein. Hinter dem Experiment haben klare Erkenntnisse, feste Überzeugungen, hat kompromißloser Gestaltungswille zu stehen. Dann ist das Experiment auch fruchtbar, selbst wenn das Werk ein Irrtum sein sollte. Alle diese Voraussetzungen erfüllte die musikalische Darstellung der starken Tondichtung: „Notturmo und Cavatina“ von Casella und der viel schwächeren: „Torneo notturno“ von Malipiero durch Hans Oppenheim, den wir verloren haben, weil sich niemand fand, der die Meinungsverschiedenheiten zwischen der Intendanz und dem Künstler ausgeglichen hätte. Die Regie Valerie Kratinas ist an der Grundfrage für

die szenische Darstellung vorbeigegangen, nämlich an der Verbindungsmöglichkeit zwischen Tanz und Gesang, wenn, wie in diesem Falle, jede Gestalt durch zwei Akteure, einen Tänzer und einen Sänger darzustellen ist. Die Unmöglichkeit, zwischen beiden Faktoren völlige Übereinstimmung zu erzielen, mußte zu der Erkenntnis führen, daß der Tanz nur die Idee, nicht aber das Wort und die Musik auszudrücken hat. Trotz aller Bemühungen der ausgezeichneten Solokräfte: Anna Kapama, Aurel von Miloß und Kurt Kern blieb die Wiedergabe ein Regieirrtum.

Im Breslauer Theaterwesen bereitet sich durch die Neuverpachtung des Schauspielhauses und des Lobetheaters eine Umwälzung vor. Gefährlich sind Kombinationen, die mit dem Gedanken, die Oper aufliegen zu lassen, um Herrn Barnay ein zweites Theater zur Verfügung stellen zu können, spielen. Selbst ein gemischter Betrieb im Stadttheater ist, weil er den Betrieb wesentlich verteuern würde, ein Unding. Die Breslauer Bürgerschaft hat mit Erfolg um seine Oper gekämpft. Man würde diesen Kampf zu einer Farce machen, wenn man ihn jetzt einer Personalpolitik zu Liebe abbrechen wollte. Aus der augenblicklich verworren erscheinenden Lage kann nur künstlerische Arbeit retten. Sie wird auch die Wege zu einer tragbaren Organisation weisen. Dem Stadttheater die Oper!

Rudolf Bilke.

Theater

Dem Jahre 1932 blieb es vorbehalten, in die Wirrnisse der Breslauer Theaterverhältnisse eine neue Verwicklung von unübersehbaren Folgen zu bringen: in das Lobetheater und in das Schauspielhaus werden neue Pächter einziehen, hier schon Mitte Januar, dort im September. Der Inhaber der beiden Häuser, Dr. Theodor Loewe, hat das Angebot zweier zur Zeit noch in der Ostschweiz tätigen Direktoren angenommen, in seiner Notlage annehmen müssen. Dadurch wird nun eine Lage geschaffen, die an Kuriosität nicht zu übertreffen ist: Die Stadt kann ihr eigenes, heute auch auf Operettenerfolge angewiesenes Operntheater nicht vor der neuen Operettenkonkurrenz schützen; und sie kann ferner nicht verhindern, daß die von ihr subventionierte gemeinnützige „Vereinigte Theater G. m. b. H.“ (Intendanz Barnay) ihres Stammhauses beraubt wird und auf das Thaliatheater sich beschränken muß. Das kann vielleicht für kurze Zeit ertragen werden; auf die Dauer jedoch ist es unmöglich, daß ein auf die Bespielung zweier Häuser aufgebautes Ensemble mit dem kleineren Thaliatheater auskommt. Ja noch mehr: die Volksbühne, die jetzige Eigentümerin des Thaliatheaters, braucht für ihre starke Mitgliederzahl in jedem Falle das zweite Haus. Es wird sich also das folgende, geradezu groteske Bild entwickeln: das schwer kämpfende Stadttheater erhält im Schauspielhaus eine fühlbare private Konkurrenz; das Lobetheater wird im Herbst mit einem neuen Schauspielensemble unter neuer Leitung eröffnet; die städtisch und provinziell subventionierten Barnay-Betriebe sind Pächter der Volksbühne, die ihrerseits notgedrungen mit den neuen Pächtern des Lobetheaters verhandeln wird, da sie zwei Theater braucht.

Schlimmer konnte in der Tat die Verwirrung nicht kommen, greller konnten die konfuse Besitzverhältnisse im Breslauer Theaterwesen nicht beleuchtet werden. Was seit Jahren immer nur durch scheinbare Konsolidierung verdeckt wurde, ist mit einem Male sichtbar und folgenschwer geworden: die seltsamen Kreuzungen zwischen städtischen, halb-privaten und privatwirtschaftlichen Betrieben, eine späte Wirkung alter Fehler früherer Stadtverwaltungen, die es versäumt haben, dem städtisch subventionierten Schauspiel auch das stadteigene Haus zu sichern. In den letzten Jahren war das nicht mehr möglich. Dr. Loewe hat wiederholt der Stadt das Lobetheater unter günstigen Bedingungen zum Kauf angeboten; aber Breslau, selbst verarmt und vom Staate kontrolliert, war nicht mehr zu einer Neuerwerbung imstande. Wenn Dr. Loewe jetzt als völlig mittelloser Mann ein privates Pachtangebot annimmt, das ihm wenigstens die Tilgung von Zinsschulden ermöglicht, so kann ihm das niemand verdenken. Auf der anderen Seite war Intendant Barnay nicht in der Lage, mit dem Angebot der Direktoren Beug und Mayer zu konkurrieren; sein Vertrag für das Lobetheater läuft mit 31. August 1932 ab, eine Erneuerung mit der bisherigen (und von den neuen Pächtern angenommenen) Pachtsumme von 40 000 RM. (ausschließlich 12 000 RM. Hauszinssteuer) war ihm schon deshalb unmöglich, weil die Stadt als Subventionsgeberin seit langem den hohen Pachtbetrag beanstandete, der auch dem in seinen Bezügen wesentlich gekürzten Ensemble gegenüber nicht mehr zu rechtfertigen war. Wie sich die Lage für die neuen Pächter gestalten wird, ist lediglich eine Geldfrage. Zweifellos werden sie alle Anstrengungen machen, künstlerisch

konkurrenzfähig zu sein. Das ist nicht leicht und wird abgewartet werden müssen. In anderen Zeiten und unter anderen örtlichen Verhältnissen würde man den Wettbewerb mehrerer Betriebe begrüßen; hier ist er eine Erscheinung von sehr fragwürdigem Werte, denn er zersplittert das ohnehin nur mit Mühe zusammengehaltene Publikum und steigert die Schwierigkeiten organischer Spielplangestaltung — eine Voraussetzung aller Theaterkultur — ins Unabsehbare.

Wie sich nun die neuen Betriebe auch entwickeln mögen: in jedem Falle bleibt die „Vereinigte Theater-G. m. b. H.“ bestehen; sie hat zunächst durch langjährigen Pachtvertrag das Thaliatheater, das ja nach dem im Sommer erfolgenden Umbau

der schönste Theaterraum Breslaus ist; freilich auch der kleinste, denn durch die Neugestaltung des Zuschauerraumes gehen rund hundert Sitze verloren. Intendant Barnay wird sich also sehr bald nach einem zweiten Hause umsehen müssen, vielleicht nach einem für Bühnenszwecke einrichtungsfähigen Saal. Das ist erreichbar, ergibt aber auch wiederum nur eine zweite Möglichkeit für räumlich begrenztes Kammerspiel. Die endgültige Neuregelung der Raumfragen läßt sich also noch nicht näher bestimmen. Nur Barnay selbst und sein Ensemble ist der feste Posten im Wirrsaal der Erscheinungen. Er hat in zehn Jahren unsere Schauspielkultur aufgebaut, er muß auch weiter ihr maßgebender Sachwalter bleiben. Adler.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Fatalismus oder Initiative?

Die endgültige Zahlungseinstellung der A. Borsig G. m. b. H., Berlin-Tegel berührt nicht nur nach der Entstehungsgeschichte des Werkes schlesische Interessen. August Borsig, der Gründer seines großen Konzerns, war bekanntlich der Sohn eines Zimmermanns bei den Breslauer Kürassieren. Er war es, der die erste brauchbare deutsche Lokomotive baute und in grandiosem Aufstieg die früher monopolistisch auf diesem Gebiet auch in Deutschland herrschende englische Industrie verdrängte. In seinem Todesjahr 1854 kam er von Berlin in seine schlesische Heimat zurück und gründete das Borsigwerk in Biskupitz. Auch bei ihm bewahrheitete sich das berühmte Wort Gustav von Schmollers: „Man kann sich seine Schwiegersöhne bisweilen aussuchen, seine Söhne niemals.“ Die Borsigs, von einem starken Familien Ehrgeiz besessen, der in den späteren Generationen nicht mehr in dem rechten Verhältnis zu dem organisatorischen und technischen Können stand, haben das gleiche Schicksal erlitten, das man gerade auch bei schlesischen Industriefamilien immer wieder hat beobachten müssen, das sich in den Zeiten der Gegenwartskrise vielfach vollendete, ohne aber seine Ursache darin zu haben.

Seit Jahren gingen die finanziellen Schwierigkeiten bei Borsig und schon 1925 liefen besorgniserregende Gerüchte um. Seit Jahren beobachtete man in Oberschlesien mit wachsender Sorge die Zukunft des Borsigwerkes ebenso wie in Berlin. Ein offenes Geheimnis war die faktische, wenn auch noch nicht formelle Insolvenz von Tegel bereits viele Wochen vor dem 13. Juli 1931. Zweifellos hat der allgemeine Rentabilitätsschwund in der Maschinen-Industrie, hat die Krise des Lokomotivbaus zwangsläufig einen Rückgang des Unternehmens herbeigeführt. Aber die besonders schlimmen Auswirkungen werden von unterrichteten Leuten nicht zuletzt auf die kaufmännische Rückständigkeit der Leitung zurückgeführt, die allzu sehr gemäß dem Familiencharakter des Unternehmens in der Tradition lebte. Man wollte sich möglichst von keinem Stück seines Besitzes trennen. Es ist noch nicht lange her, daß die oberschlesische Hütte von Borsig von einem westdeutschen Großkonzern aufgekauft werden sollte. Man erinnert sich, daß bei der Transaktion zwischen den Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerken und den preußischen staatlichen

Hütten in Oberschlesien eigentlich auch das Borsigwerk einbezogen werden sollte. Das Familiengefühl hat über kaufmännische Überlegungen gesiegt, bis ihm die materielle Grundlage schließlich zwangsläufig entzogen wurde.

Man ist unwillkürlich versucht, bei der Feststellung dieses Tatbestandes nicht nur Parallelen bei anderen schlesischen Industriellen-Familien z. B. in der Textil-Industrie zu ziehen, sondern auch wieder einmal auf das Kernstück der wirtschaftlichen Problematik des Ostens, auf die Landwirtschaft, zu kommen. In der Industrie ist die Entwicklungslinie ganz klar: Einst eine sichere Rentabilität und einen starken Aufschwung verbürgende Unternehmungsformen sind seit Jahrzehnten überaltert. Diese Tatsache hat, wie man an einer Fülle von Beispielen nachweisen könnte, die in solchen Formen betriebenen Unternehmungen den wachsenden Schwierigkeiten dieser Zeit nicht mehr gewachsen sein lassen. Ein Ausbleiben der Krise hätte diese Entwicklung vielleicht in etwas langsamerem Tempo vor sich gehen lassen, aber sie auch nicht verhindern können.

Will man einmal in manchem Sinne gewiß schematische Begriffe hier einführen, so kann man feststellen: Patriarchalische frühkapitalistische Inseln müssen von der Entwicklung zum Hochkapitalismus, der seinem Wesen nach anonym und seiner Tendenz nach akkumulativ ist, überspült werden. Der Streit geht heute darum, ob man ähnliche Begriffe auch auf die Agrarwirtschaft anwenden darf. Die reale Entwicklung scheint denen, die eine gewisse Parallelität der Entwicklung in der Industrie und der Agrarwirtschaft behaupten, recht zu geben. Die Landwirtschaft ist ja als Rohstofflieferantin für eine ganze Reihe industrieller Waren nicht ohne Zusammenhang mit der Industrie zu denken. Sie hat sich — wie man an dem typischen Beispiel der Zuckerkontingentierung verfolgen kann — in nicht unwichtigen Bezirken den Bedürfnissen der industriellen Marktwirtschaft anpassen müssen und die Forderung des Tages, wie sie jetzt auch von fast allen Führern der Landwirtschaft erhoben wird, ist eine immer weitere Anpassung der landwirtschaftlichen Produktion und der Formen des Umsatzes ihrer Erzeugnisse an die gegebenen Marktverhältnisse. Die Frage also, ob z. B. die Unternehmungsform des feudalen agrarischen Großbetriebes noch lebensfähig ist, wurde nicht erst im Zusammen-

hang mit der ungeheuren Verschärfung der Landwirtschaftskrise aufgerollt, sondern stand eigentlich schon vorher, wenn auch mehr zur theoretischen Diskussion.

Sie wird nicht mehr vom Tapet verschwinden können. Die auch an dieser Stelle besprochenen gesetzlichen Notmaßnahmen der letzten Wochen für die Landwirtschaft haben sie von neuem präzisiert. Sicherlich hat der Leiter der Breslauer Landstelle recht, wenn er ausführte, die denkbar beste Wirkung der Sicherungsverordnung würde es sein, wenn allein ihr Vorhandensein genügt, um Gläubiger und Schuldner zu einer freiwilligen Einigung zu bringen, und wenn so die Durchführung der Verordnung auf wenige Fälle beschränkt werden könnte. Die Ereignisse von Mitte November bis Mitte Dezember haben allerdings gezeigt, daß solche Hoffnungen nicht immer berechtigt sind. Wenn sich auch manches und mancher ausgleichen wird, so läßt sich doch nicht leugnen, daß unsere Wirtschaft durch diese Sicherungsverordnung einen Chok erlitten hat, der höchst bedenkliche Folgen zeigt. Auf der einen Seite wurde auch manchem durchaus solventen Landwirt von einem Tag zum andern jeder Kredit gesperrt, auf der anderen sind Handelsbetriebe für landwirtschaftliche Erzeugnisse, sind Industrie-

unternehmungen für landwirtschaftliche Produktionsmittel in noch nicht endgültig zu übersehendem Maße notleidend geworden und die Zahl der offenen und versteckten Insolvenzen hat sich bedrohlich gehäuft.

Wenn man auch aus diesen ersten Auswirkungen allein keine allzu weitreichenden Schlüsse ziehen soll, steht doch das eine fest: Der Kampf um Form und Führung landwirtschaftlicher Betriebe hat längst das theoretische Stadium verlassen. Begriffe wie Substanzerhaltung, Besitzfestigung, Auffüllung des ostdeutschen „Raumes“, Genossenschaftsförderung bis zur Kollektivwirtschaft sind die Kulissen, zwischen denen er sich abspielt.

Von heute auf morgen wird sich dieser Kampf nicht entscheiden. Selbst in der Industrie mit ihrer naturgegebenen größeren Wendigkeit hat er einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten beansprucht. Die Krise allerdings beschleunigt auch hier das Tempo. An der Jahreswende ist aber sicherlich Gelegenheit gegeben, mit Entscheidung mindestens die Frage zu stellen, ob es unser mit allen ökonomischen und politischen Interessen vereinbar ist, immer noch lediglich das Wort „Schicksal“ zu benutzen und es bestenfalls mit drei Punkten zu versehen. Darge

Sport

Schlesischer Sport um die Jahreswende

Im Sport gibt es bisher noch keine Notverordnungen. Noch immer hat die Begeisterung der Anhänger über die Misere der Zeit hinweggeholfen. Zwar sind bei Veranstaltern und Vereinen die Kassen leer, aber mit dem unerschütterlichen Mute des Sportsmannes wird immer wieder geplant und gewagt. Bestes Beispiel: was von den meisten für unmöglich in dieser Zeit erklärt wurde und sich doch als möglich erwies, die Sportarena in der Jahrhunderthalle ist wieder eröffnet worden! Außerordentlich schwierig ist es, ein derartiges Unternehmen zu halten, da Aufbau und Abbau, Heizung, Beleuchtung und Personal große Summen erfordern, die Eintrittspreise aber gesenkt werden müssen. Man hat es also doch gewagt, und die Breslauer kamen, treu und brav fanden sich die Kurvensteher und die Heubodenenthusiasten wieder ein, um für ihre paar abgedarbtten Groschen einige Stunden Sportbegeisterung und Vergessen einzutauschen und den Breslauer Fahrern zuzujubeln, die schärfer denn je kämpfen, obwohl man ihnen kaum das Existenzminimum bieten kann. Hoffentlich halten alle durch!

Groß steht Schlesien im Schwimmsport da. Nach den Erfolgen der Breslauer Schubert und Deutsch, die bisher in ihrem Spezialgebiet keine Nachfolger fanden, kommt uns das Heil aus Oberschlesien. Lotte Kotulla aus Beuthen, siebzehn Jahre alt, gewann im Sommer in Königsberg die Deutsche Meisterschaft, ihr erstand in der Gleiwitzerin Hilde Salbert eine Gegnerin, wie sie im Reich wohl nicht mehr vorhanden ist. Die Kämpfe, die sich die beiden in Kattowitz und im Breslauer Hallenschwimmbad lieferten, brachten Rekorde und Tränen. Wir beglückwünschen den ober-schlesischen Schwimmsport zu diesen beiden Kämpferinnen.

Der Dezember brachte die erbitterten Fußballkämpfe um die Ligameisterschaften. Noch nie war das Ergebnis so ungewiß, Favoriten wurden überrannt, jeder Sonntag lieferte unerwartete Ergebnisse. Am gespanntesten aber sind wir auf den Ausgang der Zwischenrunde um den Deutschen Fußballpokal in Hamburg am 10. Januar, wo unsere Südostdeutschen nach ihrem unerwarteten Siege über Westdeutschland sich den Weg in die Endrunde erkämpfen möchten, die wir alle im Breslauer Stadion zu erleben hoffen. Der Januar bringt dann die großen Ereignisse des Wintersports, an denen in diesem Jahre Schlesien ganz hervorragend beteiligt ist. Deutsche Bobmeisterschaften, deutsche Skimeisterschaften — das sagt genug! Die Bobmeisterschaften finden am 9. und 10. Januar in Oberschreiberhau auf der ausgezeichneten Zackenfallbahn statt, nach deren Muster die olympische Bahn in Lake Placid gebaut ist. Ein wundervolles Vortraining für unsere deutschen Teilnehmer, die unmittelbar nach dem Schreiberhauer Rennen die Reise nach U. S. A. antreten. Unter ihnen befindet sich zu unserer Freude der Schlesier Werner Huth, auf den die Wahl des Deutschen Bobverbandes gefallen ist. Mit der Praxis des alten Motorradfahrers ausgerüstet, bestieg er im vorigen Winter zum erstenmal den Rennbob und landete gleich einen Sieg in der Deutschen Zweier-Bobmeisterschaft. In diesem Sommer siegte er nach Punkten in der Deutschen Motorradmeisterschaft. Im letzten Rennen, als er die Meisterschaft schon sicher hatte, tat er einen schweren Sturz; Armbruch mit schwersten Komplikationen, monatelangem Krankenlager. Man gab ihn bereits für den aktiven Sport auf. Aber so leicht läßt sich ein Sportsmann nicht unterkriegen. Der Arm ist

endlich geheilt, und Huth startet in Schreiberhau und Lake Placid! In ihm vereinigen sich Schneid und Draufgängertum mit den ruhigen Nerven und der kühlen Berechnung des Motorenmenschen; wir wünschen ihm Erfolg. Und dann kommt als größtes Ereignis im Februar die Deutsche Skimeisterschaft in Ober-

schreiberhau. Schon seit Monaten steht das Programm fest, Ausschüsse sind ernannt, Telefonleitungen gelegt, die Werbung hat begonnen: mit einem Worte, Schreiberhau arbeitet muster-gültig. Da der Termin günstig liegt, ist trotz aller widrigen Umstände mit einem sportlichen und Publikumserfolg zu rechnen. F. Wenzel.

Die wintersportlichen Veranstaltungen in Schlesien

Größer als je ist in diesem Winter die Zahl der wintersportlichen Veranstaltungen Schlesiens und auch die Qualität der einzelnen Veranstaltungen ist sehr bedeutend. Werden wir doch in Schlesien in diesem Winter nicht nur deutsche Meister, sondern sogar Weltmeister sehen. So startet das Weltmeisterpaar im Eiskunstlaufen, Fräulein Rotter, Herr Szollás aus Budapest, bereits zu Weihnachten in Breslau, ferner in Krummhübel und Schreiberhau, und es ist möglich, daß auch die berühmte Weltmeisterin Sonja Henie aus Oslo in Breslau ihre Eiskunst zeigen wird. Überhaupt ist der Eissport in diesem Jahre besonders reich unter den gesamtwintersportlichen Veranstaltungen Schlesiens vertreten. Es vergeht fast kein Sonntag, ohne daß nicht eine eissportliche Veranstaltung von Bedeutung durchgeführt wird. Die erste Flinsberger Wintersportwoche eröffnet den Reigen der schneesportlichen Veranstaltungen. Bei ihrer großen Zahl können nur die bedeutendsten hier genannt werden. So findet vom 9. bis 17. Januar in Schreiberhau die Bobwoche des Berliner Schlittschuhclubs statt und in ihr werden am 9. Januar die deutsche Zweierbobmeisterschaft, am 10. Januar die deutsche Viererbobmeisterschaft, am 16. und 17. Januar die schlesischen Bobmeisterschaften ausgetragen. Diese Meisterschaften werden ein sportliches Ereignis ersten Ranges werden, da an ihnen die besten Bobmannschaften Deutschlands teilnehmen. Für den 10. Januar sind zugleich die oberschlesischen Eiskunstlaufmeisterschaften in Oppeln vorgesehen. Am 17. Januar wird in Krummhübel die niederschlesische Eisschießmeisterschaft und in Gleiwitz die oberschlesischen Schnellauf- und Eisschießmeisterschaften ausgetragen. Am 23. und 24. Januar finden in Reinerz, diesem Wintersportplatz des Glatzer Berglandes, die schlesischen Skimeisterschaften statt und am 24. Januar in Flinsberg in der zweiten Wintersportwoche die schlesischen Rodelmeisterschaften auf Kunst- und Naturbahnen. Der 24. Januar sieht ferner die oberschlesische Eishockeymeisterschaft in Hindenburg vor. Acht Tage später sind weitere große wintersportliche Veranstaltungen im Glatzer-, im Iser-Gebirge, in Breslau und in Görlitz zu verzeichnen. In Reinerz werden am 30. und 31. Januar die Breslauer Hochschulmeisterschaften veranstaltet. In Flinsberg beginnt am 30. Januar die 3. Wintersportwoche und in ihr finden am Eröffnungstage die Winterkampfspiele des A. D. A. C. und am 31. Januar das Winterbergrennen und das 6. deutsche Skimotorrennen statt. Veranstaltungen, die stets Tausende von Zuschauern und viele Teilnehmer finden. In Breslau werden am 31. Januar die Meisterschaften von Niederschlesien im Eiskunstlaufen abgehalten, die in der Regel über 50 Meldungen aufweisen und stets viele Tausende von Zuschauern haben, und in

Görlitz wird an diesem Tage der Endkampf um die niederschlesische Eishockeymeisterschaft ausgetragen, die in diesem Jahre voraussichtlich besonders stark umstritten sein wird. Acht Tage später kommen die Eishockeymeister von Nieder- und Oberschlesien nach Breslau, um zum ersten Male die Meisterschaft von Schlesien im Eishockey auszutragen. Am gleichen Tage findet der traditionelle Eulesprunglauf in Falkenberg an der Grenzbaude am Fuße der Hohen Eule statt. Auch diese Veranstaltung wird von vielen Tausenden alljährlich besucht.

Im Februar gibt es weitere Großkampftage für den Wintersport. So finden vom 12. bis 15. Februar in Schreiberhau die deutschen Skimeisterschaften und voraussichtlich auch die deutschen Heeresskimeisterschaften statt. Ob letztere zustande kommen werden, ist noch fraglich wegen der wirtschaftlichen Verhältnisse. Es ist aber zu hoffen, daß sie nicht ausfallen, denn gerade sie werden wegen der interessanten Durchführung, Sport in Verbindung mit militärischen Aufgaben, von besonderer Bedeutung sein. Im Rahmen der deutschen Skimeisterschaften werden am 12. Februar der 16,2-km-Langlauf, am folgenden Tage der 40-km-Staffellauf und der Damenabfahrtslauf, am 14. Februar der Sprunglauf und am 15. Februar der 50-km-Dauerlauf durchgeführt. Die Gesamtveranstaltung bildet mit den Bobmeisterschaften im Januar die Höhepunkte der schneesportlichen Ereignisse nicht nur Schlesiens, sondern Deutschlands. Beide Veranstaltungen werden zahllose Zuschauer finden. Sicher auch die Meisterschaften des Hauptverbandes deutscher Wintersportvereine der Tschechoslowakei in Harrachsdorf, die sich dort am 21. Februar anschließen. Mit der schlesischen Staffelmehrschaft, die in Krummhübel am 28. Februar stattfindet, wird die Reihe der Meisterschaftsveranstaltungen im Rahmen des Wintersportes Schlesiens geschlossen. Indessen werden in den verschiedensten Orten auch andere sehr bedeutende Veranstaltungen durchgeführt, so in Flinsberg am 1. Februar, Krummhübel am 16. Februar und in Reinerz am 28. Februar internationale Sprungläufe. Auch der Menselauf, der Oberschlesierlauf und die schlesische Damenstaffel, die in Reinerz am 10. Januar stattfinden, werden viel Interesse finden, ebenso der Ostlauf in Schömburg am 31. Januar, die Osterläufe der Hampelbauden-Skizunft und der Heinrich-Adolf-Gedächtnislauf, der zu Ostern bei Schreiberhau stattfindet. Daß das Riesengebirge alpin ist, beweist schließlich die letzte wintersportliche Veranstaltung, die für den 5. Mai (Himmelfahrtstag) vorgesehen ist, das Skiabfahrtsrennen am Kleinen Teich. Kein anderes deutsches Mittelgebirge kann zu dieser Zeit, mitten im Frühling, eine wintersportliche Veranstaltung durchführen. Hallama

Hanns Fechner
Gemalt von seinem
Sohne Werner Fechner

GEDENKEN AN HANNS FECHNER

Von Dr. Helmut Wocke.

Er war mit dem Leben, mit dem Tode vertraut. Wie er ihn einst erschaut hatte, voll Liebe zu allem Sein, bang ihn erharrend, so ist er zu ihm gekommen: nicht als Schreckgespenst, als grausamer Vernichter, wie ihn die Menschen gern schildern, sondern mild-verstehend, gütigen Blickes, ein Führer. Leise schloß er ihm die Augen . . . der Bruder, der Tod, ihn sanft hinüberleitend „in das unbekannte Land erfüllter Sehnsucht“.

Hanns Fechner, der Künstler, der Schriftsteller, der Mensch und Freund! Seine frühen Werke, Genrebilder, zeigen den Geschmack der Zeit u. auch den Einfluß Defreggers, dessen Schüler er war. Dann erfolgte ein entscheidender Umschwung, Fechner wandte sich dem Porträt zu, sein Ruhm wuchs. Ja, ihm wurde die schönste künstlerische Erfüllung. Wer kennt nicht seine Raabebilder? Aus ihnen sind uns die Züge des Dichters vertraut geworden. Aber über ihrem Kunstwert hat man den Namen ihres Schöpfers vergessen. Wie wenige wissen, daß es Fechner war, dem wir diese Bildnisse verdanken. Er fühlte sich Raabe verwandt, dem er auch köstliche Erinnerungen gewidmet hat, und meinte: „raabisch — hätten wir Deutschen doch viele solcher Männer, deren Name einfach als Eigenschaftswort gelten kann“.

Fürstliche Persönlichkeiten (den Prinzregenten Luitpold von Bayern, Georg II. von Meiningen, Carl Alexander von Sachsen), Männer der Kunst und Wissenschaft wie Fontane, Adolf Wildbrand, Knaus, Passini, Ernst Curtius, Virchow, von Bergmann hat Fechner gemalt. Wir Schlesier denken im besonderen an das Bildnis des jungen Gerhart Hauptmann. Auch die Züge Carl Hauptmanns, der ihm Nachbar war in Schreiberhau, wollte er festhalten . . . da brach ein hartes Schicksal über ihn herein. . . .

Qualen der Ungewißheit. In Dunkel gebannt für immer? Ist ewige Finsternis nicht peinvolles Sterben? Da zuckte es auf in den Abgründen der Seele. Ein Blitz, ein Leuchten, ein Glanz aus den Tiefen, der das Wesen allmählich durchströmte und erhellte. Die großen Denker und Dichter spendeten ihm ihren Reichtum. Musik



offenbarte ihm die Fülle der Welt. Innenschau! Menschen kamen und schenkten ihm ihre Herzen. Der Leidgeschlagene, der schon meinte, am Bettlerstabe die letzte Wegstrecke zurücklegen zu müssen, wurde ein Gebender. Die Bitternis ward überwunden, nun sah er das Leben — vom Tode aus. Not ward Erkenntnis, schwer erkämpft. Versöhnt mit dem Schicksal lebte er in Schreiberhau, ohne Haß, betreut von seiner Gattin, fern den Menschen und ihnen doch so nahe. Verbunden mit der Natur des Riesengebirges, das er in früheren Tagen oft durchwandert hatte. Wohl sah er nicht mehr den Glanz der Sterne, das Blau des Himmels, das Leuchten der Sonne. Aber das Brausen des Bergbachs, der Sang der Vögel, der Sturm, der im Herbst sein Haus umtoste — sie kündeten ihm immer das gleiche Lied, das Lied von der Unvergänglichkeit des Seins und unseres Wesens.

Aber war es dem Maler fortan verwehrt, seiner Berufung zu folgen, so hielt er die Bilder, die ihn erfüllten, nunmehr im Worte fest, der Schriftsteller erwachte. In der Erinnerung tauchte sein „Liebes, altes Berlin“ auf, er schenkte uns die Geschichten vom „Spreehans“, erzählte „Aus Nöckelmanns Reich“. Im Riesengebirge, das ihm zweite Heimat wurde, spielen die Märchen „Berg-

zauber“, der Künstler schilderte die „Menschen, die er malte“. In all den Büchern zeichnet Fechner seine Welt. Unvergleichlich ist er als Plauderer. Seine Phantasie schwingt sich hinaus über die eigentlichen Begebnisse, die er berichten möchte. In seinen Werken quillt heißes, frohes, sonnen-durchglühtes Leben. Doch auch hinter der scheinbar sorglosen Heiterkeit des „Malersommers in Mittenwald“ steht düster der Tod. Ernst und Frohsinn im Bunde miteinander. Oder vielmehr: das Licht — Sieger über die Finsternis, das Leben — Herr auch über den Tod. Die Menschen, die Fechner zeichnet, sind noch verschwistert mit Erde und Baum und Himmel, ungespalten, dankbar das Schöne genießend.

Und so war auch Hanns Fechner, der Mensch. Mit natürlicher Herzlichkeit ward der Gast empfangen. Die scheue Ehrfurcht, mit der man wohl das Haus betrat in dem Gedanken, es habe das Schicksal den einst vom Leben Verwöhnten un-

erbittlich geschlagen, schwand alsbald. Das Menschentum, das hier waltete, ließ Befangenheit nicht aufkommen. Beschenkt fühlte sich immer wieder der Besucher. Er erfuhr das Geheimnis des Lebens, den Sinn unseres Daseins, das Wesen der Liebe, die gibt und sich verschwendend nur reicher wird.

Abschied nehmen von dem Freunde? Es will uns nicht in den Sinn, daß er uns entrückt wäre. Wir sind. Wir glauben mit ihm an die Unzerstörbarkeit unseres Wesens, an die Ewigkeit des Geistes, und wir machen uns sein Bekenntnis zu eigen: „Ich denke mir, daß alles, was einmal von Menschen im Sinne der Schönheit, im Sinne des Verstehens und Genießens gedacht und empfunden wurde, sich in Jahrmillionen zu einem großen Schönheitskultus verdichten muß, zu einem Kultus, der die Menschen freier und besser werden läßt, der sie dem Göttlichen näher und näher bringt.“

Bücher

GERHARD MENZEL: WIEVIEL LIEBE BRAUCHT DER MENSCH? Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau. 1931.

Zu den interessantesten Erscheinungen unter den modernen Schriftstellern gehört zweifellos der junge Schlesier und Kleist-Preisträger Gerhard Menzel. Sein vorliegender Erstlingsroman ist ein verheißungsvoller Anfang auf einem Gebiete der literarischen Betätigung, dem der erfolgreiche Dramatiker und Novellist bisher ferngeblieben war. Dieser Roman will die Gefahren der erotischen Freiheit, besonders für die Frau, aufzeigen und läuft Sturm gegen übertriebene und mißverständene Sachlichkeit im Verkehr zwischen den Geschlechtern. Er schildert unverblümt, zuweilen sogar überdeutlich, Schäden und Irrtümer, wie sie gerade in unserer Zeit der fortwährenden Umwälzungen in Kreisen unreifer Menschen überall vorhanden sein mögen, und plädiert leidenschaftlich für die Unentbehrlichkeit der Liebe. Solche Anklage, die zugleich auch Warnung sein soll, läßt sich gewiß am besten in der Form eines schriftlich niedergelegten Bekenntnisses zum Ausdruck bringen, wie es hier geschehen ist. Aber den mit Erfordernissen und eigentlichem Charakter eines Romans wohl noch nicht ganz vertrauten Autor hat diese subjektive Form der Darstellung zu verschiedenen Fehlern verführt. Milieu, Personen und Ereignisse des Romans werden von der Heldin in ihrer Beichte so sehr als bekannt vorausgesetzt, daß sie dem Leser vielfach unklar bleiben. Das gilt besonders für die zahlreichen um die Heldin gruppierten, in ihr Schicksal eingreifenden Männer, die mit einer einzigen Ausnahme vollkommen farblos sind und miteinander verwechselt werden können. Nur der Jugendliebte hat greifbare Gestalt. Der Dramatiker Menzel vergißt noch, daß Personen eines Romans nicht nur Namen und Sprache haben müssen, sondern auch ein Gesicht, da ihnen kein Schauspieler das seinige leihen kann. Außerdem setzen Form und gedanklicher Inhalt der Beichte bei der Heldin eine geistige und moralische Reife voraus, die in der ausschließlich unter unreifen Menschen spielenden Handlung nicht ganz begründet und vorbereitet ist. Sollte übrigens eine intelligente

Frau nicht doch wenigstens einmal die Bekanntheit eines wirklich wertvollen Mannes machen können? Zum Schluß sei noch gesagt, daß psychologische Feinheiten wie jene, im ganzen sehr schöne, zart poetische Stelle, da die Heldin in ihrer Beichte plötzlich, von Erinnerung überwältigt, den Jugendliebten anredet, obgleich das Schreiben an einen anderen gerichtet ist, keiner erläuternden Fußnoten bedürfen. Sie sprechen durchaus für sich selbst. Das Buch wird nicht jedem zusagen. Aber es läßt trotz seiner Unvollkommenheiten eine starke Begabung erkennen und Weiteres mit Interesse erwarten. D. W.

MARIA BRIE (Dr. M. Dedo-Brie): GRAF BALDUIN UND SEINE TOCHTER. Erzählung aus Alt-Flandern. Verlag von Rudolf Goering, Basel. 1931.

Ein Totgeglaubter kehrt nach langen Jahren in seine Heimat und zu seinem Volke zurück. Ohne Möglichkeit, einen greifbaren Identitätsbeweis zu erbringen, ist er bei seinem Kampfe um Anerkennung allein auf das Erinnerungsvermögen seiner Angehörigen und seiner Untertanen angewiesen. Es zeigt sich, daß er sich selbst, wie er ursprünglich war und von allen geliebt wurde, in seiner jetzigen inneren und äußeren Gestalt weit unähnlicher ist als ein Betrüger, der kurz vor ihm im Lande erschienen war. Das Erinnerungsvermögen der Seinen, von Mißtrauen unsicher gemacht und bei der Tochter noch durch Herrschgier unterdrückt, versagt, und er wird in seiner Heimat und von den Seinen als Betrüger gehenkt. Diese unheimlich wahre Geschichte in farbigem historischen Gewande ist von der Verfasserin mit wohl ausgefeilter, fast zu ausgefeilter Sprache klug und fesselnd erzählt. D. W.

WERNER FABIAN: COLLEGE GIRLS. Roman. Verlag Ullstein, Berlin 1930.

Anschauliche und lustige Schilderungen aus dem Leben der amerikanischen Studentinnen. Wie weit sie mit der Wirklichkeit übereinstimmen, kann man natürlich von hier aus nicht feststellen. Die Wiedergabe des Mädchengebabbels wirkt jedenfalls sehr echt.

Schlesisches Sittlichkeitsreich

Laubes Eintrittskarte

Heinrich Laube fühlte sich schon als Knabe vom Theater leidenschaftlich angezogen. Es war für den armen Wicht nicht so einfach, das Geld für den letzten Platz im Theater seiner Vaterstadt Sprottau aufzubringen. Doch der kleine Laube war ein erfunderischer Kopf. Er wußte wohl, was für ein unentbehrliches Requisite ein Spiegel für einen Komödianten war. Darum schwatzte er der Mutter mit vielen Schmeicheleien und Zärtlichkeiten den kleinen Handspiegel ab. Er war nicht mehr gut, denn da und dort zeigten sich auf seinem Rücken durchsichtige Stellen, das Quecksilber war gewichen; doch für die Zwecke des verwegenen kleinen Laube genügte der Spiegel. Allabendlich brachte Laube den Handspiegel dem zweiten Liebhaber, und bald kannte man ihn im Theater, wurde er beim Vorüberstreifen aber doch einmal an der Kasse angehalten, so wies er den Spiegel als Eintrittskarte vor. Kurz vor der Vorstellung versteckte sich der Knabe dann unter dem Podium und wartete, bis der Stadtpfeifer mit seinen Leuten kam, dann huschte er geschwind auf die hinterste Bank im Zuschauerraum.

Doch der Spiegel wurde nicht besser, und eines Tages wies ihn der Schauspieler zurück. Laube ließ sich jedoch nicht abschrecken, allabendlich zückte er seine „Eintrittskarte“ und flitzte in das Theater. Doch bald kam man hinter seine Schliche und wies ihn hinaus. Mit zusammengebissenen Zähnen stand Heinrich Laube vor der Reitbahn, in der die Theatervorstellungen stattfanden. Neidisch und im tiefsten Herzen unglücklich sah er die Menschen hineinströmen. Fiebernd arbeitete sein Knabengeist, er wollte, er mußte sich den Eintritt in die bunte, phantastische Welt, die ihn gefangen nahm, wieder erzwingen. Scheu näherte er sich dem Zettelverteiler, als könne er von diesem Helfer erlangen. Verlegen zog er die Mütze, der Mann stutzte und winkte den Knaben schnell heran „Habt Ihr nicht ein Pferd zu Hause, Heinrich?“ fragte er hastig.

„Gewiß, ein braunes mit einem Tigermaul.“
Der bärtige Zettelverteiler schmunzelte und zog den verblüfften Knaben am Knopf seiner Jacke näher zu sich heran. „Junge, willst du jeden Abend freien Theaterbesuch haben, wie?“
Laube schwindelte es, alles drehte sich vor ihm im Kreis. Ob er wollte!

„So renne nach Hause und bitte deinen Vater, daß er uns sein Pferd leiht, Rochus Pumpernickel, du weißt, der erste Held, muß zu Pferde erscheinen und bis zur Stunde ist noch kein Gaul aufgetrieben, rasch, beeile dich.“

Laube hörte nicht mehr, er rannte nach Hause, bat, flehte, jammerte, küßte die Mutter, umarmte

den kopfschüttelnden Vater und bekam endlich die Erlaubnis. Doch neue Schwierigkeiten gab es zu überwinden. Zur Bühne führte nur eine enge Stiege hinauf und mit unsäglicher Mühe wurde der brave Gaul auf die Bretter befördert und Laube durfte als Stalljunge auftreten. Laubes Glück war grenzenlos, doch das dicke Ende kam nach. Der gute Gaul war nämlich nach der Vorstellung nicht zu bewegen, die Hühnerstiege wieder hinunterzuklettern, Schimpfen und Zureden des Direktors halfen nicht. Endlich brachte man um Mitternacht das Theaterpferd auf anderem Wege aus dem Hause; der kleine Laube aber erlebte daheim ein recht eindrucksvolles Nachspiel. Vater Laube hatte nicht wenig um sein Pferd gebangt und war froh, es wieder im Stall zu haben, der Sohn mußte die Nachwirkungen des aufgeregten Abends über sich ergehen lassen.

Das Theater aber hatte es Laube angetan. Wenn auch dieses Auftreten das erste und letzte gewesen ist, so verschrieb sich doch der spätere Dichter und Dramatiker mit Leib und Seele dem Theater und diente als erfolgreicher Bühnenleiter der Kunst.

Kleine Kathederblüten

Man sendet uns folgende Anekdoten:

Professor Stein: „Zur Zeit der Französischen Revolution mußten viele Unschuldige das Schaffot besteigen. Ich komme noch später darauf.“

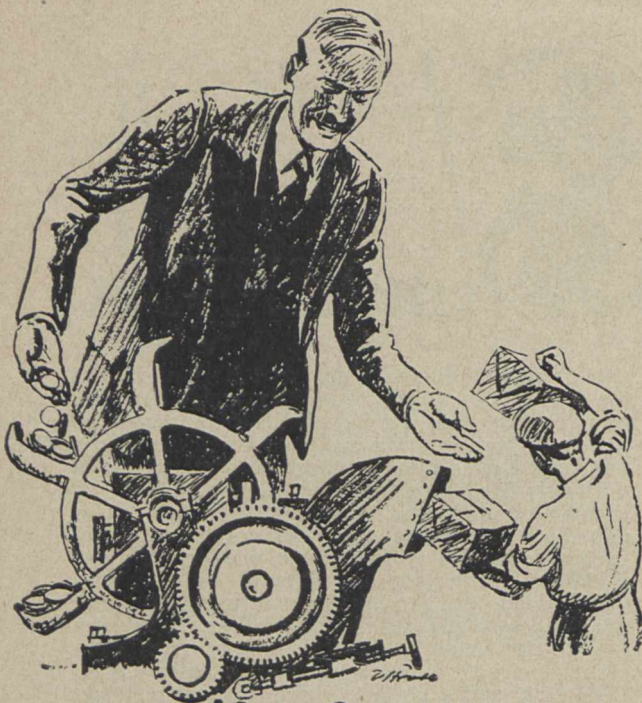
Als Professor Eulenburg einmal eine psychiatrische Vorlesung hielt, hatte der Pedell die Präparate verwechselt. Da sagte der Professor ärgerlich: „Ich habe doch die Gehirnerweichung und Kollege Volkmann das Delirium tremens.“

Professor Häckel in Jena, als er während einer Vorlesung ein Präparat in den Händen hielt: „Sie sehen hier, meine Herren, ein seltenes Exemplar eines Affenschädels. Solche Schädel existieren in unserer Stadt nur zwei: den einen besitzt das Museum, den anderen habe ich.“

Professor Schenkel: „Aus der wertvollen Insektensammlung des Museums wird Ihnen zunächst der persische Riesenfloh ins Auge springen.“

Professor Paulsen: „Ich möchte in bezug auf meinen letzten Vortrag zugeben, daß meine Werke schwer verständlich erscheinen. Gewiß, aber ich schreibe ja auch nur für einen beschränkten Leserkreis!“

Professor Engel: „Ja, meine Herren, das ist traurig. Heutzutage will auch alles nach der Universität und jeder Dritte hält sich für berufen, Medizin zu studieren. Zu meiner Zeit studierte nicht jeder Schafskopf, ich war in meinem Bezirk der einzige!“



*Der Käufer ist der
eigentliche Arbeitgeber.
Darum soll jetzt kaufen,
wer Bedarf hat!*

Für Bekanntgabe der Anschriften
solcher Persönlichkeiten, die für die
Schlesischen Monatshefte Interesse
haben dürften, ist der Verlag stets dankbar

JOHANN BOJER

Die Lofotfischer

Roman

Neuaufgabe: 19. — 25. Tausend
352 Seiten 8°. — Geheftet RM. 5,25
Leinen RM. 7,—, Halbleder RM. 8,—

„Dem Schicksal eines ganzen Volkes ist dies Buch gewidmet. Sein Schicksal ist das Meer. Das gibt der Dichtung ihren großartigen Schwung, daß man stets den Atem des Meeres in ihr spürt; das Meer hat diese einfachen Männer zu Helden geschaffen. In ihnen leben noch die Tugenden der alten Wikinger fort: Freiheitsdrang, Abenteuerlust, Todesmut. Bojers Sprache zeigt sich dem großen Thema gewachsen, sie hat die Größe der Einfachheit, die der Stoff erfordert. Etwas vom Rhythmus der mächtig ausrollenden Nordlandswogen scheint in die Sprache eingegangen, die selbst in den dramatischen Höhepunkten ihre epische Ruhe behält. Nur ein nordischer Mensch konnte dieses gewaltige Thema so meistern, das Epos der nordischen Seele schreiben.“ Die neue Literatur

VERLAG C. H. BECK, MÜNCHEN

Besonderer Beachtung empfehlen wir den der vorliegenden Ausgabe angegliederten Prospekt der Verlagsbuchhandlung Wilh. Gottl. Korn, Breslau I, über das Schlesische Jahrbuch, Bd. IV. 1931/32.

Hermann Lietz-Schule

(Stiftung Deutsche Landerziehungsheime) Heime: Schloß Bieberstein Spiekeroog, Haubinda, Schloß Eittersburg, Schloß Buchenau, Schloß Gebesee, Staatl. anerkannte höhere Schule. Eigene staatliche Reifeprüfung, Grundschule und Sexta bis Oberprima. In den letzten 10 Jahr. über 200 Abiturienten. Gegründet von Hermann Lietz, dem Schöpfer der mod. Internatsschule, Urform aller späteren Landerziehungsheime. Individuelle allseitige Ausbildung und Erziehung. Ländl. Umwelt. Umfangreiche Werkstätten, ausgedehnte Sportplätze. Kleine Klassen. Latein wahlfrei mit Latinum abschließend. Anfragen an d. Oberleitung Dr. Andreesen, Schloß Bieberstein in der Rhön bei Fulda

**Schauspiele
Opern**

Filme

Konzerte

Vorträge

Bilder

Bücher

Reisen

zu niedrigsten Einheitspreisen durch die

Breslauer Volksbühne

Geschäftsstelle: Schweidnitzer Straße 8a (Woolworthhaus), Eingang Karlstraße
Mittwoch und Sonnabend: 10—19 Uhr, sonst 10—14 und 17—19 Uhr